

A black and white photograph of a rocky coastline. The foreground is a dark, textured expanse, possibly a beach or a field of dark rocks. The middle ground shows a rugged, layered rock formation with a dark, jagged silhouette. The background is a light, overcast sky. The text is centered in the upper half of the image.

Peter Gruber

Das Gleichgewicht

Eine Erzählung



„Erste Hilfe besteht bei Verbrennungen meist darin, dass man die verbrannte Stelle so schnell wie möglich mit Wasser kühlt. Die Anwendung so genannter Hausmittel (Butter, Mehl) ist unbedingt zu unterlassen. Sind mehr als 15 Prozent der Körperoberfläche verbrannt, ist in der Regel die Behandlung in einer Krankenhaus-Notambulanz erforderlich. Dort wird das abgestorbene Gewebe entfernt, die Wunde wird mit einer Antibiotikasalbe (häufig Sulfadiazin-Silbersalz) behandelt, und der Patient erhält ein Schmerzmittel. Bei Verbrennungen von 15 bis 20 Prozent der Körperoberfläche ist die stationäre Behandlung mit Flüssigkeitsersatz per Infusion und die Überwachung eventueller Komplikationen erforderlich. Verbrennungen von über 25 Prozent werden meist in Spezialkliniken versorgt, wo man frühzeitig Hauttransplantationen vornimmt und Vorsorge gegen Komplikationen wie Flüssigkeitsverlust, Lungenentzündung, Nierenversagen und Infektionen trifft. Häufig müssen die Schmerzen durch Betäubungsmittelinfusionen gelindert werden. Da der Stoffwechsel sich bei Schwerverbrannten deutlich verstärkt, sind oral und intravenös proteinreiche Nahrungsergänzungen zu verabreichen. Nach schweren Verbrennungen bilden sich umfangreiche Narben, die

entstellend wirken und die Bewegung der Gelenke einschränken können. Um diese Auswirkungen zu vermindern, ist häufig die Anwendung plastischer Chirurgie erforderlich. Auch psychische Probleme treten durch die Narbenbildung vielfach auf<sup>6</sup>

...und er dringt in Sie ein. Nicht sofort, ganz allmählich. In Sie. Und die Aufmerksamkeit erhöht sich bei Ihnen. Er, das bin ich selbst und ich will eines sofort richtig stellen. Falsch, ich lasse mir keine Wahl, ich muss. Ich meine, nur dass das ein für allemal geklärt ist. Dann steht nichts mehr zwischen uns. Also okay, das hier ist eine Geschichte. Ich gebe zu, ich habe sie aufgeschrieben. Aber - und vergessen Sie das nicht - ich bin keiner dieser Schriftsteller. Und zumal erst recht kein Schriftsteller. Also keiner dieser Stereotypen, die Bücher über Schriftsteller schreiben, die versuchen, grad wieder ein neues Buch hinzubekommen. Dabei dann ständig abschweifen und sich auf Mythen ausruhen und dann so tun - und als hätte der Leser es nicht gemerkt - als wäre alles ganz von selbst entstanden und schwupps, liegt es da, das Manuskript. Halleluja. Eben fertig geworden. Genau in eben jenem Moment, in dem der Leser das letzte Wort

verstanden hat. Wie gesagt, ich bin keiner davon. Nur, in meiner Situation bleibt einem nicht viel anderes zu tun. Alles Abgeschaltet, alles angeschnallt. Also nehmen Sie sich die Zeit und schauen Sie mich an. Mein Körper ist nicht nur eine Müllhalde, mein Körper ist auch ein Monument, aus Bronze gegossen - und mindestens genauso sinnlos und unbeweglich. Festgewurzelt in der Erde, scheiße. Mein Rollstuhl funktioniert. Kleine Elektromotoren treiben ihn an. Und ich nutze das aus. Seit Wochen roll ich mit ihm durch die gewischten Flure des Rehasentrums. Hier ein Krüppel, da ein Krüppel und zwischenher springen Chiropraktiker, stolz auf ihre massigen Körper. Lächerlich. Ich bin aus Bronze und nur der Kopf ist noch Kopf, und mittlerweile auch die Hände. In den Armen merk' ich auch schon dieses Kitzeln und Zucken. Wie Stiche. Das fühlt man kurz bevor die Nervenimpulse wieder durchkommen, ankommen an den Muskeln. Also kann ich sagen, die Arme sind als nächstes wieder meins. Zurückerobert aus dem Sumpf. Und bald kann ich mir wieder die Finger lecken, greife nach einer achtlos weggeworfenen Machete und schlage mir einen Pfad durch den Dschungel - befreie dann nach und nach die zugewucherten Ruinen von Schlingpflanzen, Lianen und moosigem Dickicht.

Die Arme - tja, ein Anfang - vorerst soll ich nichts übertreiben, soll mich bewusst auf die Bewegungen konzentrieren. Stück für Stück. Ein Arzt mit glasigem Blick schaut mich jeden Tag an. Er erklärt mir: ich muss alles neu erlernen. „Ja, schreiben Sie“, sagt er „das ist gut, das verknüpft ihre Gehirnhälften wieder mit ihren Gliedmaßen“. Also sitz' ich da. Schwitze und kann den Schweiß nicht abwischen, der mir brennend in die Augen läuft. Ich soll auch viel trinken. Ein Trinkhalm raubt mir in diesem Punkt die Würde. An guten Tagen fühl' ich mich, wie der Mann in Hitchcocks „Fenster zum Hof“. Ich bin nicht da um Inhalte zu erfinden. Ich sitze gefangen und muss trinken und muss schreiben. Es spielt keine Rolle was. Aber, und da mein Kopf noch recht angenehm mitspielt, ist mir auch klar, dass ich irgendwann diese Klinik wieder verlassen muss. Eher mit Skepsis sehe ich diesem Tag entgegen. Ich mein' hier hab' ich alles, was ich brauche: Fahrstühle, abgesenkte Kanten, Notfalltasten auf der Toilette, mein Puls wird überwacht. Und selbst die Schwester, die mich füttert, ist nett und gleichzeitig halbwegs attraktiv. Aber, was interessiert mich das? Keine Möglichkeiten und kein Verlangen. Am Ende bin ich einfach nur Ästhet. Daher wohl mein guter Geschmack. Nicht nur was Frauen angeht. Die tauchen

so wie immer beiläufig auf und verschwinden dann ganz abrupt. Mist, ich bemerke, dass ich meine Energie verschwende. Ich schweife ab. Also zurück. Mein Kopf spielt noch mit und ich sehe realistisch den Tag auf mich zukommen, an dem ich diese Unterkunft, diesen Aufenthaltsort, wieder verlassen werde. Dann will ich natürlich nicht mittellos dastehen. Und wieso die Zeit nicht nutzen? Etwas Kapital aufbauen, den Grundstein legen, für meine Zeit nach der teilweisen Heilung. Und jetzt komme ich zum Punkt. Mir ist klar, dass sich Bücher von Behinderten und Kranken und sonst irgendwie Beeinträchtigten verkaufen, ohne dass ein Wort zum nächsten passen muss. Melodramatik, ein bunter Einband und keine Lügen - was das Leid betrifft. Und gerade darin sehe ich meinen Vorteil. Ich meine, in meiner Situation und nach meinen Anstrengungen - die ich hingelegt haben werde - um dieses überaus hoffnungsvolle Buch zu schreiben - das sichert meine Zukunft. Und so wie ich saugen muss um mir bitteren Tee in die Venen zu zerren, so saug' ich auch in meinem Kopf um die Vergangenheit anzuzapfen. Für die Zukunft sozusagen. Und hey, wenn jemand Kaputttes wie ich es fertig bringt, sich auf die Zukunft zu besinnen, dann hat das in den meisten Fällen was zu bedeuten. Also, noch

ein zwei Finger mehr und schon bin ich wider auf dem Weg nach oben. So sehe ich das. Ich tippe und tippe und tippe – verständlicherweise lächerlich langsam - und versuche etwas in diesem Sumpf zu finden, das ganz zu Beginn stehen könnte. Ein Schwarm Stichlinge zieht in meinen Gedanken vorüber und ich weis wieder ich will nicht zurück ins kalte Land – will nicht abgeschoben werden, im Rollstuhl. Ha, ihr versteht. Ich lass mir lieber brennenden Schweiß in die Augen laufen als wieder zu frieren. Und Deutschland, da draußen; das ist einige Zeit her. Ganz zu Beginn. Nicht ganz. Fast, glaube ich sogar, da war mein Körper für kurze Zeit vollkommen intakt. Etwas übergewichtig - sicher. Auch die Brille trug ich damals schon. Und ich konnte Maschine schreiben, weiß Gott. Jetzt. Buchstabe drücken, einen Schluck trinken und auf den nächsten konzentrieren. Entsetzlich. Ein Absatz und ich bin bereits erschöpft. Ich rieche Desinfektionsmittel und spüre wie ein Schweißtropfen meinen Hals abwärts rinnt. Unter meinem grauen Patienten Kittel spüre ich es. Er rinnt und rinnt und dann, zwischen den Schulterblättern... weg. Nichts. Schlag mich mit einem Brett, ich merke nichts. Noch nicht. Aber ich bin hoffnungsvoll. Ich bin einfach Widerstandsfähig. Der rechte Arm zuckt schon wieder verhalten. Hier. Ich bin

der Man am Fenster und dann sag ich laut, während eine Schwester mich aus dem Weg rollt: „Zeigefinger drück das D.....“

## 1. Kapitel

Das rote Licht muss vor mir sein und in mir drängt sich die Pisse zusammen, wie das Sonnenlicht in einem Hohlspiegel. Sie will raus. Ich schau schon und sage, ein paar Kilometer wird's schon noch gehen. Weiß nicht, ob der Körper das auch so sieht und mitmacht oder sich geschlagen gibt und einfach alle notwendigen Muskeln erschlaffen lässt. Ich konzentriere mich unterdessen auf den dichten Nebel und auf das, was kaum zu erkennen ist. Ich habe auch hier wieder zweifellos Glück, das begleitet ist von Hemmnissen. Ich kann nicht halten, zumal auf einer Schnellstraße? Da reicht der Seitenstreifen lange nicht aus, der Nebel würde mich umbringen, in dem Moment, in dem ich aussteige. Aber Glück habe ich trotz allem ich kann den Lichtern folgen. Das fällt leicht. Rote Lichter vor mir und der Abstand zu

ihnen; ...Konstant. Vernünftig wäre es, die eigentlich mörderische Geschwindigkeit zu senken. Doch mehr sieht man nicht da draußen, mehr gibt die Außenwelt nicht von sich Preis. Im Rückspiegel erscheinen ab und zu weiß scheinende Paare. Sie schlängeln sich hinterher und ich muss pissen und ich kann nicht halten. Will nicht so kurz vor dem Ziel gestoppt werden und also blick ich weiter konzentriert nach vorn und kämpfe mit der Angst, dass aus der Dichte etwas auftaucht, dem ich unmöglich noch ausweichen kann. Unwillkürlich zerr' ich an meinem Gürtel um ihn zu lockern und beim Wechseln des Radiosenders, der immer schlechter zu empfangen ist, komm' ich ins Schlenkern. Hier draußen war ich schon hundertmal und gerade jetzt weiß ich nicht wo auf der bekannten Strecke ich verloren gegangen bin. Nacht. Nach dem ganzen Scheiß der letzten halben Stunde finde ich ein dänisches Hörspiel. Ich versteh' natürlich nicht viel mehr als das, was mir in die kalte Wiege gelegt wurde. Und wie wunderbar, es ist übersetzt worden und angepasst, konvertiert an mein Gehirn und meine alten Worte. Kaum, dass ich zuhöre, versinke ich beim Schalten, und der Druck, der mich nun bestimmt zum Entleeren meiner Blase auffordert, wandelt sich in krampfartigen Schmerz. Er schiebt sich meinen Bauch

herauf. Dessen ungeachtet fahre ich durch ein armseliges Dorf - und muss pissen. Das steht fest. Ich überlege zu rauchen und entscheide mich dafür. Der Strom knallt auf alles, was da ist. Die Sichtweite unter 20 Meter - vermutlich. Auf meiner Stirn entstehen Schweißperlen. Ich kann mich erinnern das es hier jede Menge Kurven gibt. Dann werde ich ohnmächtig.

Ein Schwarm Stichlinge zieht vorüber.

Als ich aufwache bemerke ich sofort einen eindringlichen Uringeruch, der sich verbindet mit dem Geschmack von Blut. In meinen Augen flackert das zuckende Licht kleiner Flammen. Der Gestank geschmolzener Kunststoffe wird von Sekunde zu Sekunde deutlicher. Dann höre ich auf meinen Körper, der sagt zu mir: „Stirb, stirb! Oder willst du die Schmerzen ertragen? Die werden kommen. Vertrau mir.“ Das veranlasst mich sofort wieder dazu, das Bewusstsein zu verlieren.

Dann scheint außerhalb des Körpers Handlung entstanden zu sein und so finde ich mich in einem Krankenhaus wieder, in einem Krankenzimmer in vermutlich einem nahen Kreiskrankenhaus. Kaum erwacht werde ich belagert von Menschen, die alle undeutbar durcheinander reden, noch dazu unglaublich leise, so dass ich nichts verstehe und mich zu dem einzigen Fenster des Raumes drehe. Draußen ist es hell, also sind mindestens einige Stunden vergangen. Die Jahreszeit scheint noch mit meiner letzten Erinnerung überein zu stimmen.

Es fallen Blätter. Ich seh an die Wand und kleine hässliche Aquarelle mit spielenden Kindern erschrecken mich. Ich denke: „das ist an allem das Schlimmste“ und wende mich nervös der aufgebrachten Menge zu. Ihre Münder bewegen sich hektisch und ich bin froh, alles nur gedämpft wahrzunehmen. Eine der anwesenden Frauen beugt sich näher zu mir. Ich finde sie nicht attraktiv und sehe wieder aus dem Fenster. Dann spricht sie wohl so laut, dass auch ich sie verstehen muss. Eine Hand tastet verstohlen nach meinem rechten Ohr. Ich will es verdecken doch spüre ich nur scharfe Knochenkanten,

Knorpel und Grind. Ich verstehe sie in etwa. Sie stellt fragen. Geht es mir gut? Kann ich sie verstehen? Will ich mit ihr einen Kaffee trinken gehen? Ich versuche mich hinzusetzen und die Meute weicht etwas zurück um sich mir dann wieder entgegen zu beugen. Einer leuchtet mir mit einer Taschenlampe in die Augen. Verflucht. Es brennt und flackert und mir wird schwindelig. Da es mir aussichtslos erscheint, die weißgekleidete Gruppe aus meinem Zimmer zu vertreiben, versuche ich ihnen mein gutes Befinden mitzuteilen. Da erst bemerke ich, dass ich allein bin. Abgesehen von den Störenfrieden, die mit ihren runzeligen Gesichtern und Brillen über mir hängen als wären sie alle unabhängig voneinander Götter mit gegensätzlichen Grundsätzen. Ich huste und sie machen sich Sorgen. Dann stell ich mich - in weißer Bettwäsche - schlafend und bald verlassen sie endlich den Raum. Ich - mit geschlossenen Augen - bin dankbar dafür und falle umgehend wieder zurück in den Schlaf.

Ich rede mit niemandem und zieh' mir die Kanüle aus dem Arm. Ein Tropfen durchsichtig gelbliche Flüssigkeit bildet sich in meiner Armbeuge. Ich frag mich, ob dieser Tropfen eine körperfremde Substanz ist. Verlier ich etwa

an Substanz? Ich frage nach und man antwortet mir: Proteine und Flüssigkeit zur unterstützenden Behandlung der Verbrennung. Damit bin ich zufrieden. Meine Sulfadiazin gesalbte Haut ist blass. Verbrennungen auf dem Rücken. Fünfzehn Prozent. Verbrennungen seitlich und am Bauch noch einmal fünf Prozent. Einfache Addition und zwanzig Prozent sind dahin. Damit kann man leben. Eine Schwester kommt vorbei und steckt ungehalten die Kanüle zurück in meinen Arm. Dreimal umwickelt, verklebt mit Klebeband. Leichte Schmerzen. Dann verlässt sie mich und meine Selbstbetrachtung führt mich zu den Beinen. Sie sind warm und sehen gut aus. Also bewegen, denk ich mir. Also raus mit dem Körper, raus auf die Straße und demonstrieren gegangen.

An einem anderen Tag: Ich pack' meine Sachen zusammen und Wochen später hilft mir jemand, die Türen aufzuhalten. Dann auf dem Gang: Bilder, die Kinder gemalt haben, glückliche Familien schlecht gezeichnet, Tropfgestelle und eine etwas attraktivere, jüngere Krankenschwester. Ich sehe ihr in die Augen. Sie wendet ihren Blickt den Zeichnungen der Kinder zu. Ich blicke zu Boden, unterschreibe einen Zettel und werde an ein Taxi gestellt. Dann bin ich in einem anderen Raum,

den ich so zurückgelassen habe und warte. Kurz sitze ich in einem Sessel, mit Katzenhaaren überseht. In der kalten Luft beschlägt mein Atem die Fenster. Aus Unmut darüber geh' ich schleifend in einen fensterlosen Raum und wische mir dort Schweiß von der Stirn. Dabei muss ich wohl wieder etwas Grind abgeschabt haben und ich spüre, wie sich ein feiner Strich warmen Blutes nach unten zieht. Die Rückseite meiner Hand ist kaum beschmutzt. Dann eile ich ins Badezimmer und tupfe das Blut mit zweilagigem Toilettenpapier ab, kleine stücke davon klebe ich mir auf die blutende Stelle. Es riecht nach Zitrone. In dem fensterlosen Raum steht auch ein Kühlschranks. Hier sehe ich oft fern. Ich öffne den Kühlschranks und nehme mir eine Packung Tabak heraus. Er ist noch frisch, wie die Wunden an meinem Kopf und wer weis wo sonst noch. Dann etwas später: Ich gebe das rauchen auf. Nach so einer Sache, da denkt man über so manches noch mal nach. Im Fernsehen laufen Berichte über Umweltkatastrophen. Da es mich zu langweilen beginnt, schalte ich - es ist spät abends - zu einem pseudo- öffentlich rechtlichen Erwachsenenfilm. Nicht aus Gewohnheit versuche ich die tauben Stellen meines Körpers mit Blut zu wärmen. Von Innen. Das billige Programm schafft es, mich nur leicht zu erregen. Meine

anfänglichen Zweifel über die Unmoral diesen Frauen gegenüber taucht nicht wieder auf. Damit bin ich schon zufrieden und beginne, meinen durch den Unfall geschwächten Körper aus dem Zimmer zu tragen. Jetzt ist die Wohnung warm und ich kann trotz der Fenster aufrecht einige Minuten in anderen Räumen zubringen. Ich rufe jemanden an, verliere aber während des Gespräches das Interesse und lege auf. Einige Tage bleibe ich so in der Wohnung bis mich der auftretende Hunger heraus treibt.

Draußen treffe ich auf bekannte Gesichter, unterhalte mich kurz und geh' gelangweilt weiter bis zu einer Ampel, deren Signal ein rotes Licht ausstrahlt. Ich muss an etwas denken. Ich hielt mich für revolutionär und dachte man müsste verändern können. Dann später bemerkte ich, dass Erkenntnis zu erlangen das Einfachste „von der Welt“ ist. Nur die Überzeugung fehlte, konsequent zu sein. Heute weiß ich, dass nichts ohne mich geschehen kann und nichts existiert, das ich nicht wahrnehmen kann. Zweifel, dass auch andere das so sehen! Ich spucke bitteren Geschmack auf die Straße. Der Bordstein ist sehr niedrig an der Stelle, an der ich warte. Als eine Gruppe

älterer Menschen an die Ampel herantritt sage ich „Guten Tag“. Sie blicken erschrocken auf. Ich wechsle die Straßenseite und sie betrachten meinen Rücken. Dann spüre ich brennend, wie sie mein Ohr bemerken - oder besser das, was davon noch da ist - es anstarren und mit den Köpfen schütteln. Ich wünschte in diesem Augenblick, dass ich Recht hätte, sie zu strafen. In einer Markthalle kauf' ich mir gleich eine Mütze, setz' sie auf und verberge so die äußerlichen Spuren eines Ereignisses.

Etwas weiter, unter demselben Dach, treffe ich eine alte Liebe. Jetzt verachtet sie mich und ich verachte sie, nicht aber ihren Körper - immer noch wunderschön - ich sang viele Lieder über ihn und blickte ihn wochenlang nur an. Sie blickt mich erkennend, nicht erkennend an und ich zieh' meine Mütze vom Kopf. Dann ist sie betroffen. Ich hatte nicht vor, sie besorgt zu machen. Eigentlich beschäftige ich mich kaum noch mit dieser Art von Wunden. Dann fragt sie: „Was ist dir denn passiert?“ Unterdessen kratz' mich an der geschorenen Stelle über meinem Ohr und etwas Grind bleibt unter meinen Fingernägeln zurück. Autounfall, sag ich und als ihr Geruch mich trifft, kann ich sie nicht länger verachten.

Ich trink mit ihr einen Kaffee. Dann fährt sie mich mit meinen Einkäufen zurück in meine Wohnung. Dort dreh' ich die Heizung auf und verstau' alles in Schränken und Regalen. Als ich die Äpfel in die Obstschale packe zuckt mein Arm und ich muss einen der Äpfel fallen lassen. Kaum kann ich mich konzentrieren, da denke ich an den Unfall und die roten Lichter. Wie Augen, wie zwei rote schöne Äpfel. Ich heb' den Apfel gedankenverloren auf und beiß' hinein. Lässt man Äpfel, die Schlagstellen haben, liegen dann werden sie sofort braun und ich würde sie nicht mehr essen. Da ich nichts esse das heruntergefallen ist. Die meisten Sachen müssen gepflückt werden, zu sich ran ziehen und in Besitz nehmen muss man sie, damit eine Verbindung entsteht. Ich weis nicht - woher diese Gedanken. Vor der Sache mit dem Auto war das auch schon so.

Zwei Wochen später brachte mir die Frau aus dem Supermarkt beinahe täglich frische Lebensmittel ins Haus. Ich dankte ihr und raffte mich auf. Ich wollte wieder beginnen, zu arbeiten. Mein Geld verdiente ich zumeist mit dem Verkauf von Versicherungen. An dem Abend, als ich mit dem Auto unterwegs war, hatte ich -

wie üblich wieder erfolgreich - einige Kunden an Land gezogen. Ich gebe und sie nehmen. Ich bekomme also ohne Probleme die beste ärztliche Behandlung, ein Punkt an dem ich bemerke, dass meinen Arbeitgebern etwas an mir liegt. Und ohne das Finanzielle am Hals stelle ich fest, wie meine Redegewandtheit wieder zurückkehrt. Während der letzten Tage rief ich an den Vormittagen jeweils unterschiedliche Versicherungsanstalten an und absolvierte - unter dem Vorwand ich suche eine Anstellung - mehre Testverhandlungen. Normalerweise lief das in etwa immer so ab: „Guten Tag Herr so und so. Wie geht es Ihnen?“ „Gut!“ „Sehen sie, im Moment! Und das ist der Punkt. Im Moment geht es Ihnen noch gut aber denken sie mal ein paar Jahre, ja vielleicht nur Monate weiter ...“ Dann folgen Argumente und Gegenargumente und wenn es gut läuft, wird ein persönlicher Termin vereinbart. Quote? Eins zu zehn!

Ausnahmslos hatten die Versicherungsunternehmen, bei denen ich anrief, mir eine Anstellung angeboten. Ich war auch kurz mit dem Gedanken dabei, über einen Wechsel nachzudenken. Zumal man ja nach so einer Sache irgendwie wieder bei Null beginnt. Ein Apfel schmeckt

daraufhin hervorragend und ich verwerfe die Idee, neu anzufangen. Ich hab mich schon hochgedient. Ich war nicht schlecht. Ich bin nicht schlecht. Um nicht noch mehr Gedanken an die nahe Arbeit zu verschwenden, geh ich schwimmen. Dies wurde mir von einem etwas dreisten und meiner Ansicht nach seine Patienten respektlos behandelnden, Physiotherapeuten geraten. Obschon ich nichts auf seinen Rat gab, dachte ich an das kühle Wasser, das den Juckreiz auf meinem abheilendem grintigen Rücken hoffentlich etwas lindern würde. Seit Tagen rieb ich mich an allem Harten Kantigen das ich finden konnte. Darüber wurde ich fast verrückt. Salben, die mir empfohlen wurden, halfen da nicht. Mein Ziel war allein, das unerträgliche Jucken in wohltuenden, leichten frischen Schmerz zu verwandeln. Es hört sich bescheuert an aber im Moment waren mir die Schmerzen lieber. Ganz einfach, weil ich sie vergessen konnte. Den immer wiederkehrenden Juckreiz nicht. Diese Qual, dieses provozierende Stechen, als kämpfe der Körper gegen den Geist. Niemals endend, bis man es nicht mehr aushält. Schreien, mit den Armen herumfuchteln, nichts hilft. Und zum Ende? Da reißen die Fingernägel die Haut auf. Und des Herz beruhigt sich und das Zittern lässt

nach. Erleichtert sink' ich dann in einen Sessel und seufze. Ah - solange nur alles flüssig bleibt.

Im Hallenbad schwimme ich ein paar Bahnen und tatsächlich vergesse ich meine Leiden. Im flachen Becken lassen Mütter zu, dass ihre Nachkommen unter die Oberfläche geraten. Einige schreien anscheinend wahllos - hin und her. Als ein Gruppe Jugendlicher beginnt, stumpfsinnig monoton immer wieder ins Becken zu springen, bleibt mir nichts anderes übrig, als das Wasser zu verlassen. Mein Ohrstumpf - zwar sorgsam mit Wundpflaster verklebt und durch eine Gummikappe geschützt - darf unter keinen Umständen voll Wasser laufen. Angewidert gehe ich. Dann reib' ich mir meine Augen, die durch das Chlor zu brennen beginnen, und schmier' mir antiseptische Salbe aufs Ohr. Nach der Heilung kann ich mir eine Kunststoffprothese aussuchen, sagt der Arzt. Plastische Chirurgie. Sieht besser aus, als ich zuerst dachte. Lässt mich irgendwie souverän erscheinen, und das bei meinem Beruf. Also denke ich wieder an die Bilder der Kinder, die auch souverän sind, wenn sie nachts unbeachtet in Krankenhausfluren hängen. Eben wie es allen Bildern geht. Hängen dumm

herum. Ich merke, dass man das auch über mich sagen könnte. Dann kau' ich an einem nachwachsenden Fingernagel. Schätzungsweise aus purer Hoffnungslosigkeit. Nichts hier, das sich bewegt. Selbst die Perspektiven sind beschränkt. Zurück zu den Kindern: Sie betrachten also ihre eigenen Bilder in vielen Fällen nur verzerrt, immer perspektivisch von unten. Arme Geschichte. Deswegen die großen Köpfe und die kurzen Striche. Deswegen denkt man als aufrecht gehender Erwachsener dabei wohl immer „scheiße“ und juckt sich und reibt sich verlegen am Ohr.

Wieder im Haus, da bekomme ich die Nachricht, dass ich wohl nicht mehr im Außendienst arbeiten werde. Ich bin sofort wütend und unbeherrscht. Wohl auch etwas unüberlegt, ruß ich bei der Firma an. „Ficker“, sag ich. „Ich bin die Basis. Ohne mich da draußen geht ihr vor die Hunde. Ohne mein Wissen um die sensiblen Seelen der Kunden seit ihr ein Haufen armseliger Bibelverkäufer in einer Zeit des Überflusses“. Der human resources Wichser versucht mich natürlich zu beschwichtigen. Telefondienst sei überaus wichtig für die Kundennähe. Ich bekäme ja selbstredend auch mehr Gehalt, mehr

Verantwortung und ein Büro mit Internetanschluss. Aufgebracht balle ich meine Faust zusammen und sage ganz ruhig: „Fick dich und deinen Internetanschluss.“ Doch denen ist klar dass ich gut bin. Und verärgert. Sonst säße ich jetzt wohl schon längst auf der Strasse. Bildlich gesprochen natürlich. Mit diesem neuen Wissen werde ich mutiger und frage nach. „Warum nicht mehr da draußen.“ Er unterbricht sich bei dem Versuch, entrüstet aufzulegen und ich sage: „Schau dir meine Quoten an, man! Ich hab’ schließlich ein Recht auf Arbeit.“ Schließlich steht an jeder Hauswand: Ich kann tun was ich will. Verschmiert aber lesbar. Also. Und dann nimmt sich dieses Bürschchen mit seinem radikalen Piercing und der gewagten Krawatte doch noch einiges heraus. Er sagt: „Anatomisch sind Sie nicht mehr dazu geeignet, Unfall -und Lebensversicherungen zu verkaufen.“ Ich sage: „Ah.“ Mein Blut beginnt zu brodeln und ich schmecke Tabak unter meiner Zunge. In meinem Ohr pocht aufdringlich der Puls, mir wird schwindlig und ich muss mich setzen. In das schöne Beistellsofa. Ich habe es erst gestern aus dem Fernsehraum in den Flur gewuchtet. Ich fand’, überall in der Wohnung sollte zu jeder Zeit eine gute Sitzgelegenheit bereitstehen. Anscheinend hatte ich wohl recht damit. Gestern

verfluchte ich diese Idee noch, da ich mich umständlich anstellte und dabei den Teppich zerriss.

Und dann ein ganz anderer Gedanke: Mist, immer wenn man diese eingebildete Frau braucht, dann ist sie nicht da, kauft Joghurt oder sonst was für mich. Mit ihr wäre das mit dem Teppich nicht passiert.

Und jetzt sitz' ich erschöpft und aufgebracht auf dem Lohn meiner Hände Arbeit. Ich warte nicht länger ab und beende das Versetzungsgespräch indem ich den Hörer Telefons einfach in den Raum werfe. Das geringelte Kabel stoppt ihn drastisch in der Luft, zieht ihn etwas zurück und während er hinabstürzt beschreibt er einen mathematisch fast exakten Radius. Mach dich nur lustig. Ich denk' leise nach und höre in den Tag. Entweder draußen auf der Strasse, das Geld verdienen oder gar nicht - Keine Kompromisse? Eß ein Eis und warte, bis sich die Wanne mit lauwarmem Wasser gefüllt hat. In der Wohnung laufe ich nackt umher. Ich verhindere so ein umständliches Aus -und Ankleiden, das fördert den Heilungsprozess und ist zudem weniger schmerzverursachend für mich. Ich betrachte mich in

einem in Messing gefassten Wandspiegel. In meiner halbdunklen Wohnung erkenne ich darin irgendwie einen Menschen. Dann lass ich die Hände über meinen Körper wandern und merke fast glücklich, wie abstrakt ich doch bin. Im Dämmerlicht hör' ich das Wasser rauschen und ich sehe mich vor mir und wie ich strahle. Weiß und kalt und reflektierend, so sehe ich mich im Spiegel. Die Hände streichen über die Unregelmäßigkeiten meiner Anatomie. Die verkauft nichts mehr. Ich gestehe es ein, gebe es aber nicht zu. Dann tauche ich ein in das Wasser und genieße das allumfassende Gefühl, tiefer zu sein. Unter Körpertemperatur. Und das beruhigt die Nerven. Seufzen und Entspannung. Ich habe gearbeitet und nun kann ich mir ein Bad leisten. Ich bin bleich und halb tot. Bereit, dem Personalchef in einem ehrenhaften Umfeld zuzustimmen. Da es aber um mich geht, ziehe ich die Verlogenheit vor. Immerhin löst sich so alles von mir: der fest verdichtete Staub, der Schweiß der Jahre und die scheiß Gefangenschaft des einmal eingeschlagenen Weges. Und während mir das Wasser Salz aus dem Körper saugt warte ich auf die Frau mit ihrem Joghurt. Sie wird ein Sommerkleid tragen und einen geflochtenen Korb in der Hand halten. Ihre Haare trägt sie dagegen sicher offen. Sie klopft immer. Und aus Gründen, die

niemand versteht, versorgt sie mich mit Wärme und Weiblichkeit. Werde sie wohl hier zurücklassen müssen. Ich ziehe den Stöpsel und die Flüssigkeit strudelt hinaus. Ein Nachschauen ist unnötig - eine Verschwendung, die ich begehe. Der Rest bleibt in der Wanne liegen. Als ich nach einiger Zeit tatsächlich zu frieren beginne, beuge ich mich nach vorn und lasse etwas warmes Wasser zu mir hinunter. Um das andere Problem mit dem halbtoten ich anzugehen - da werd ich raus müssen. Das weiß ich ganz einfach, denn einmal war ich schon im Urlaub, das war so ähnlich. Ich lag am Strand und sah den Surfern zu. Sand verkrustete die Stellen, die ich mit Sonnenöl eingerieben hatte - ganz einfach. Und ich tat nichts und die Sonne sorgte für meine Attraktivität. Als Europäer hat man es ja in jedem Fall leichter bei Frauen. Damals war mir dieser Punkt noch nicht ganz unwichtig. Die Surfer surften und ich lag mit den Frauen am Strand und tat so, als lese ich Wirtschaftsmagazine. Sie erschienen mir alle hübsch und die Landschaft tat ihr übriges. Hier: Grau. Ich wickle mich in ein frisches Bettlaken ein und esse in der Küche Obst. Frisches Obst, dafür sorgt Christine seit wir uns in der Markthalle wieder sahen. Jetzt, da ich anders geworden bin, haben sich meine Interessen verändert. Geblieben ist das Bedürfnis nach Sonne, sie soll mir gut

tun. Und sollten die Frauen am Strand lästig werden, dann gehe ich zu den Surfern. Schwimmen kann ich ja, glaube ich. Als Kind hab ich das in der sterilen Schwimmhalle lernen müssen. Ich schluckte Wasser, lernte unterzugehen und erfolglos widersprach ich den Motivationsrufen des stoppelbärtigen Schwimmlehrers. Ich erinnere mich: Ich erbrach später in das Nichtschwimmerbecken nachdem ich zuviel Chlor mit heruntergeschluckt hatte. Darüber dachte ich nach. Als Kind dachte ich überhaupt viel mehr nach. Mehr als heute. Sicher soll das auch so sein. Jetzt bricht dann die Zeit des Handelns an. Nur das Kratzbürstige blieb noch von damals hängen. Ich war auch sehr oft krank - glaube ich. Kunststoff in meiner Kleidung ließ mich schwer atmen. Da ich viel saß, hatte ich jede menge Zeit. Dann malte ich hässliche Bilder, bunt und krakelig. Die Verwandtschaft lobte mich oft und ausgiebig dafür. Bis ich ein bestimmtes Alter überschritt. Dann traf mich Verachtung, da meine Zeichnungen allen Anschein nach trotz meiner zunehmenden Reife, auf dem gleichen Niveau blieben.

Dann ist Christine da. Sie dringt frech in mein Haus ein, setzt Kaffeewasser auf und füllt ergeben den

Kühlschrank mit Sahnejoghurt. Ich beobachte sie dabei, immer eingewickelt in ein frisches Bettlaken. Da sie ständig reden will, versuche ich ihr seit einigen Tagen zuzuhören und frage sie, wie ihr es geht, was die Arbeit im Fotolabor macht, warum sie wieder so gut aussieht und was es heute zu Abend geben wird. Ich versuche nicht allzu deutlich zu zeigen, dass ich auf sie angewiesen bin. Ich könnte alles selbst, bin aber seit dem Unfall nicht mehr fähig, mein Leben aufrechtzuerhalten. Nicht in dieser Stadt der Gefallenen und nicht in diesem Haus und nicht vor diesem bedrohlichen Kühlschrank mit den Resten von Vorgestern. Noch mehr Mühe beim Geheimhalten bürde ich mir auf, wenn es darum geht, sie nicht merken zu lassen, dass meine Abhängigkeit mich ihr verfallen macht. Bei ihr sieht es im umgekehrten Fall wohl ähnlich aus. Eine Mischung aus „alten Geschichten“ und mitleidigem Schuldbewusstsein. Also, Liebe eben. Ich stehe da, liege da eingerollt in Baumwolle und will keine Hoffnung sähen, ist mein Körper doch ein Wrack und meine Bedürfnisse lauwarm und schal. Ich lasse sie Joghurt stapeln und von Zeit zu Zeit erübrigen wir Küsse füreinander. Sie erzählt vom Tag und ich wende ihr meine schwerhörige Seite zu. Dann berichte ich ihr, dass ich das Zimmer verlassen werde.

Aufbrausend sehen ihre Augen in mein Gesicht, das als ganzer Rest meines Körpers hervorlugt unter einer Bettlackenkruste. Ich zieh das Lacken hoch - bis unter die Augen - und erkläre: Ich will die Sonne und den Strand. Ich bin arbeitslos geboren und so will ich auch leben, frei und sicher und eingerieben mit Sonneöl. Bunt und im Wind und so muss ich gehen doch, die Liebe wird bleiben - sicher - nur ich, ich werde älter und gesund zurückkehren. Nicht alles hab ich wirklich gesagt. Viel habe ich nur ausgedacht und viel zurückgehalten vor der Gerichtsbarkeit einer hartherzigen Frau. Dabei verweise ich auf Cat Steven´s (einen Mann der den Mordaufruf an Salman Rushdie befürwortete) „If I find a hard-hearted woman.“ Sie lacht und sagt: „Endlich kann auch ich frei sein.“ Und wir weinen, was sehr schmerzhaft für mich ist. Dann essen wir zum Nachtisch Heidelbeerjoghurt und sie packt meine Sachen in eine große Sporttasche. Ich vertraue ihr voll in diesen Dingen, die draußen wichtig für mich sein werden. Dann reißt sie einen Fetzen aus ihrem Sommerkleid und ich sag’: „Spinnst du?“ Pack’ ihn aber eigenhändig mit in die gestreifte Sporttasche. Am Bahnhof, wo das Licht dunkel und die Menschen weich sind, da umarmen wir uns zum Abschied. Sie weint wieder und ihre Tränen lassen den Rest gesunde Haut in

meinem Gesicht rau werden. Ich weine auch, oder hab' eigentlich nie damit aufgehört, und schenke ihr dann mein zwiespältiges Herz. Wir drehen uns dann um - als entstammen wir einem Kaurismäki Film - und gehen. Doch ich geh' weiter. Ich werde gesund, verlieb' mich, bin erfolgreich, mach Geld und Kinder, lerne zuzuhören, drehe ständig den Kopf, geh' immer rechts, kratze mich nie, versprühe auch keinen Charme, tanze im Schwimmverein, werde alt, fahr' schnelle Autos, lass' mich nie durchschauen und geh' zwanghaft oft pissen. Hab' kein Vertrauen. Stelle meine Nahrung um. Hab' Probleme beim Verdauen. Und steig' vor allem erst einmal ein in diesen Intercity. Das Licht wölbt sich in den gekrümmten Scheiben und fast spritzt es heraus, als er die dunkle Bahnhofshalle verlässt und sich dickbäuchig, im schönsten Tagelöhnerlicht, auf einen Weg macht.

## 1. Unterbrechung der Aufzeichnungen

Wie langweilig ist es eigentlich so ein Buch zu schreiben?  
Ich hab' es zwei Tage hindurch getan und nun schmerzen

mir meine Finger. Hinzu kommen die Schwierigkeiten mit den Zeitformen und all die Personen richtig darzustellen. Während sie mich hin und her rollen, überlege ich schon den nächsten Satz. Die junge Frau, die mich füttert meinte beim Frühstück: „Ich blühe ja richtig auf.“ Und gesünder sehe ich aus. Ich hingegen fühl' mich eher zum Kotzen und aufgrund der Unmengen Tee fällt mir das auch nicht schwer. Ich merke, dass ich raus muss aus den Krankenhausgeschichten, die beengen mich und halten mich hier drinnen fest. Jetzt, wie auch in der Vergangenheit. Wozu soll wohl sonst der Geist gut sein? Frei? Also raus und versuchen, weiter versuchen, den Gedanken am Hinterrad zu bleiben. Wütend werde ich dadurch, dass sie mir immer wieder entwischen. Ich ruh' mich etwas aus und lockere meine Finger. Meine Hand fällt auf die Tastatur. Ich erschrecke über diese Nachlässigkeit, rei mich zusammen und mach' mit etwas vermeintlich leichterem weiter. Der Stückeschreiber? Weniger Text, mehr Inhalt. Und ich nenn' es "Stück über den Zerfall". Mein eingeschränkter Zimmernachbar rollt auf dem Flur vorbei. Meine Tür ist immer offen.

*Stück über den Zerfall*

*Eine Grotteske in 8 Szenen*

*Die Personen*

Andy	:	der Bruder von Pawel
Pawel	:	der Bruder von Andy
Anna	:	die Arzthelferin
Metzger	:	Besitzer einer Fleischerei
Gott	:	eine Unterbrechung der Raumzeit
Maria	:	von der Apotheke

## 1. Szene

*Ein großer Raum mit mehreren Türen. Ein Esstisch (komfortabel), eine Kochnische (gut ausgestattet). Andy sitzt am Esstisch und reibt sich sein blutverkrustetes Ohr.*

Andy: Wo hab' ich bloß diese verdammte Salbe liegengelassen. Wo ist sie? Pawel, *(laut rufend)* wo ist die Salbe verdammt?

Pawel: *(aus dem Hintergrund)* Weiß ich doch nicht. *(er betritt das Zimmer)* Ich benutz' sie ja wohl kaum. Wahrscheinlich hast du sie letzte Nacht bei Helga oder Olga oder wie liegengelassen.

Andy: Was soll das heißen? Ich war die ganze Nacht hier, ich brauch' die Salbe, der Juckreiz beginnt schon

wieder. Ich spür 's Pawel, du musst etwas tun! Hör mir zu! Pawel!

Pawel: Frühstück, das ist es, was ich tun muss, mir ein Ei kochen, pellen, Salz drauf und dazu Toast und Butter.

Andy: Aber der Wind reißt mir die Haut auf, ich kann nicht raus. Und ich brauch' neue Salbe, die Fetzen werden größer, Pawel (*hektisch läuft er hin und her*) du willst doch nicht, dass es wieder Streit gibt? Pass auf: du gehst zur Apotheke und ich mach' dir dein Ei. Ich brauch' die Salbe, Pawel.

Pawel: Du bist verzweifelt?

Andy: Ja, verdammt! Pawel, sei einmal wie ein Bruder zu mir.

Pawel: Du hast mir noch nie das Frühstück gemacht, du bist mehr als verzweifelt. Seit auch Mutter Tod ist tust du nichts, als dich zu kratzen, kratzen, kratzen. Und nun das Frühstück?

Andy: (*wütend*) Ja, das Frühstück. Und du holst die Salbe von drüben. Ja, das machst du.

Pawel: (*lacht*) Und zwei Marmeladenbrote, und einen großen Becher Kakao. Nur, dass wir uns richtig verstanden haben.

Andy: Ja, ja, nun mach schon, es wird schlimmer. (*reibt sich am Türrahmen*)

Pawel: Dann sieh zu, dass der Kaffee dampft! (*nimmt sich eine Wolljacke und geht, ein Lied auf den Lippen*)

Nachmittags war dann der Friseur da und stutzte vorsichtig meine ungleichmäßig wachsenden Haare. Dann gab es eine Tasse sehr klare Suppe. Was mir daran in Erinnerung bleibt ist, - abgesehen vom Fehlen des Geschmacks - der ausgeplatzte Rand des Porzellans. Ich schau' mich einfach etwas um und der Verlust schaut mich direkt an. Die gesamte Zeit über. Immerdar. Zuerst das Ohr, auf immer abgeschlagen und zertrümmert. Aber damit kann ich leben. Nicht mehr vollkommen, doch im Profil durchaus zu ertragen. Und dann: Ich fass' mich beim Schopf und zieh' die Erinnerung wieder etwas höher. Zuerst das Ohr und dann das nächste Körperteil, das ich verlor. Es sticht und kribbelt in den Fingern und in den Unterarmen zuckt es. Das nächste Körperteil war Deutschland. Und damit meine vierte Haut? Das sagen sicher Menschen wie Hundertwasser. Individuelles

Wohnen in einer Badewanne voll Kotze. Immer schön alles schön bunt gemischt. Danke. Ich roll' in Richtung Aufzug. Die Frühlingsluft hab' ich durch die geschlossenen Fenster fast nicht bemerken können. Als ich dann endlich in diesem Zug saß, hab' ich auch erst nichts bemerkt. Wohnung? Hatte ich auch keine. Einen Job? Auch nicht mehr. Ich war eine kleine Pappschachtel, gefüllt mit Dokumenten: Reisepass, Ausweis, Führerschein, Krankenunfallversicherungspapiere. Ich würde später in dieser Pappschachtel wohnen. Ganz frei und dann um etwas Suppe bitten. Der Aufzug befördert mich auf eine Art Dachterrasse. Den kalten Frühlingswind kann ich noch kaum wahrnehmen. Die Räder blockieren. Der gut rasierte Pfleger verzwirbelt seine Kotletten. Ich nehme seine Gleichgültigkeit war. Ob sie mir oder dem Frühling gilt, kann ich nicht sagen. Er sagt: „Na dann“, richtet die Rotekreuzdecke über meinen Beinen und legt mir meinen alten zerschrammten Laptop auf den klappbaren Esstischaufsatz, der - so wie ich - angeschraubt ist an einen modern ausgestaffierten Rollstuhl. Ich schick' ihn dann weg, weiß ja selbst, dass er sicher Besseres zu tun haben wird. Sehnsuchtsvoll blicke ich ihm nach. Einige Sekunden - sicher. Blick nach oben und nach außen und dann zurück ins Innere. Und

während mein Geruchssinn die Ausdünstungen, der nahen Imbissstation, bemerkt, schleicht sich das Zucken sich zurück in die Spitze meines Fingers, der soll die Taste mit dem E drücken.

## 2. Kapitel

Einen Platz hab' ich gefunden und sitz nun sicher eingebettet. Der Kopf gut angelehnt bleiben die Gedanken bei Christine. Fast unbemerkt beginn' ich dann, etwas von dem eingepackten Joghurt zu löffeln. Das Silberpapier blitzt in der Sonne. Schade um uns fällt mir ein und ich glaube eine Sekunde daran. Und ich weiß, dass man, solange' man sich bewegt, in allen Punkten gleichzeitig ist. Also nirgends sich befindet. Deswegen denk' ich noch an sie. Wie an alles, was geschieht. Das Kopftuch zum Ende schwenkend. Leb' wohl. Aber dann seh' ich schnell aus dem Fenster um zu verhindern, dass ich betroffen werde. Stadt, Land, Fluss. Nichts. Da ich seit dem Unfall keinen Kaffee mehr trank, bestell' ich jetzt einen im Bordrestaurant. Nach mehreren Hinweisen

auf meine Verletzungen wird er mir zu meinem Sitzplatz Nummer 79 gebracht. Ein humpelnder Mann mit einer ausgewaschenen Baseballmütze setzt sich mir gegenüber und beginnt den Spiegel zu lesen. Mir wird schlecht. Die Bäume rasen vorbei und dann spüre ich eine Erleichterung. Sie trifft mich ganz unverhofft. Fast wie ein Wechsel der Tageszeit. Wie in ein Zimmer zu kommen und die alte vergilbte Tapete ist verschwunden und an deren Stelle umschließt dich eine dunkle warme Holztafelung. Und dann plötzlich schmeckt der Kaffee, der eigentlich schrecklich ist. Kurz darauf die Durchsage, dass der Zug sich nun in den Niederlanden befindet. Ich bin raus, das also ist es. Geografisch sitz' ich jetzt auf dem Trocknen und das schlägt sich bei mir anscheinend im Geschmack nieder. Erdmagnetfelder Hallo, Monotonie Auf Wiedersehen. Ich spreche eine Zugbegleiterin an und fordere sie auf, mir weiteren Kaffee zu bringen. Was sollte ich sonst zu ihr sagen? Nachdem ich getrunken habe und mein empfindlicher Magen darauf reagiert benutze ich die Bordtoilette. Aufwendig schlepe ich mich zu meinem Platz zurück und packe eine Geo Ausgabe von 97 aus, was mein Gegenüber sichtlich verunsichert. Ich lese „Tierversuche- Das Leid hat ein Ende.“ Hämisch muss ich lachen, weiß

ich doch aus anderen Quellen, dass nur eine Kugel im Kopf das Leid beendet. Aber klar ist mir auch, dass die Glücksoasen nur erkennbar werden in einer Wüste aus Leid. Wie immer. Hin und her, oben und unten. In meinem Kopf hinterlass ich solange die Notiz, im nächsten Buchladen ein Exemplar von Peter Noll's „Diktate über Sterben und Tod“ zu kaufen. Ich bin verunsichert aber sicher ist auch das nicht. Dann blättern wir in unseren Magazinen, schlagen begierig die Seiten um und tauschen ab und zu wissende Blicke. Später tauschen wir. Der Zug rast weiter durch das flache Land und mein Herz pocht immer schneller. Ich beschließe daher, auf Bier umzusteigen, was das Zugpersonal, welches inzwischen ausgetauscht wurde, bereitwillig akzeptiert. Dann springt die Nachtbeleuchtung im Wagon an und nach und nach kippen die Köpfe in die unbequemen Kopfstützen. Ich nenne dieses Konzept „Konzept der größt möglichen Unzufriedenheit“. Ungehalten verfluche ich die Raumausstatteridioten der Bahn, die sich doch alle Mühe geben, die Menschen am einschlafen zu hindern. Möglichst wach bleiben und die Fahrt genießen, die Aussicht bewundern und nichts verpassen von den modernen Möglichkeiten, die das Reisen heute bietet. Schlafen soll man im Schlafwagen.

Mir reicht, ich lese noch einen Artikel über die brennende Hindenburg. Das Versagen technischer Meisterwerke, es passiert immer wieder und während mir klar wird, dass ich in einem Todeszug sitze, stelle ich gleichgültig fest, dass dieser Vergleich ein angenehmes Gefühl erzeugt. Und wenn du den Menschen nichts Gutes mehr wünschen kannst, dann kannst du dich auch in sie verlieben, was spielt das dann noch für eine Rolle. Liebe? Die vorherbestimmte Trauer. Alles ist extrem. Dann stell, ich mir vor, eine Weiche ist verrostet und wir entgleisen. Ich muss darüber nicht lachen nur sage ich mir, dann würde mal wieder was passieren. Ich hasse niemanden von uns, ich halte uns einfach nur für eine Gruppe die Gott oftmals viel zu mitleidig behandelt. Wo bitte ist die gerichtete Gerechtigkeit? Wo ist das Bewusstsein, dass dieser Zug nicht unzerstörbar ist, dass jedes Leben am Ende - und trotz aller Erfolge - doch scheitern muss und zu sich selbst sagt „Ich kann mich nicht länger am Abgrund festhalten. Ein Finger nach dem anderen gibt nach. Meine Kraft reicht einfach nicht aus.“ Und am ende ist es wie immer am Ende: Tot, Zerstörung, tausend Tränen und dann etwas später folgt das Vergessen. Nur der Zug rattert und rattert und ganz leise spüre ich, dass auch diesmal alles glatt gehen wird.

Keine Katastrophe, kein Verlust an Menschenleben. Und so leg' ich mich dann quer über drei Sitze. Kommt das Personal und will mich wegschicken, stell' ich mich einfach schlafend. Meine Jacke roll' ich zu einem Kopfkissen zusammen und bin zugegeben froh, dass der Kaffee mich nun nicht unnötig zeitig Müde werden lässt. Ich kann so die anderen Reisenden beobachten und ihren Kampf mit dem Schlaf. Die Köpfe knicken weg, dann wieder wach, im Halbschlaf murmelnd und röchelnd. Dem Hinkenden läuft etwas Spucke den Mundwinkel hinunter. Ganz langsam. Sie trocknet. Ich denke an die Zeit zurück, als ich noch Versicherungsverkäufer war. Nicht gut, scheiße, aber auch nicht schlecht. Dann werde ich im Dämmerlicht des Nachtzuges doch noch betroffen. Der bittere Geschmack der Einsamkeit rinnt an mir runter. Ich reiß ein paar Seiten aus dem Spiegel und wisch ihn ab. Gehört nicht mir. Wie nichts auf der Welt. Und deswegen kann ich auch zu nichts mehr gezwungen werden. Einzigst meinen Körper hab' ich noch und was der Wert ist, kann sich jeder ausrechnen. Bescheiden mache ich die Augen zu und verfluche die Logik, verfluche die ruhelosen Synapsen, verfluche die zuckenden Gedanken der Nacht. Der Zug rollt durch eine Stadt. Noch einmal stehe ich an

einem Fenster und es sind keine Menschen zu sehen. Wie spät es wohl ist? Was die zuhause jetzt machen? Dann rei ich mich zusammen und erinnere mich, dass niemand zuhause ist, der irgendwas machen könnte. Genauso, wie hier niemand ist und nirgends sonst. Missverständnisse, das ist es, was die Welt zusammenhält, sonst würde ja wohl alles funktionieren, was auch immer das dann wieder für mich bedeuten würde. Ich denke zuviel, das merke ich aber und denke dann daran, dass ich als Kind nie etwas dagegen unternommen hab'. Ich muss verrückt gewesen sein. Im Alter wird man zum Glück gescheiter, auch ruhiger und bei gewissen Dingen einsichtiger. Aber manchmal, ich weiß nicht, da gibt es dann wieder diese Missverständnisse und schon ist man wieder dabei, sich zu verlieren. Damit fängt's ja an. Und einmal verloren und schon weiß man nicht mehr, wo man steht oder wohin der Zug fhrt, in dem man sitzt. Jetzt hilft nur noch schlafen und abwarten. Die Stadt haben wir verlassen und draußen ist es so dunkel, dass nur die Sterne selbst wissen, dass sie existieren. So wie ich auch nur weiß, dass ich da bin. Hab' ja Schmerzen an vielen Stellen und - da ich es ihnen nicht bel nehmen kann - nenn' ich sie Erinnerungen und verlier' mich sogleich in ihnen. Ich presse nun die leere Stelle meines

ehemaligen Ohres in die Kopfstütze und beende den Tag  
- friedlich.

Ich träumte von Schusswaffen, als mich der Hinkende in Paris weckt. Er sagt, wir müssten nun umsteigen, der Zug endet hier, so etwas. Ich muss ihm wohl von meinem Ziel berichtet haben, da er mir gleich Abfahrtszeit und Bahnsteignummer meines Anschlusszuges nennt. Ich danke ihm und greif' nach dem Rucksack und der Reisetasche, zieh mir die Mütze tief ins Gesicht und bin dabei ganz gefühllos. Dann steige ich aus und lauf - ohne mich nach ihm umzudrehen - in die Bahnhofshalle, wo ich mich unter den vielen Menschen versteckt und sicher fühle. Der Spiegel noch in dem Rucksack auf meinem Rücken und die Augen verklebt von dem schlechten Schlaf. Natürlich Schweiß, natürlich Juckreiz. Dann finde ich eine Abfahrtstafel. Sie versichert mir, dass der Hinkende recht hatte, und ein Wegweiser schickt mich zum Gleis 8. Ich steige schnell in den schon wartenden Regionalzug und sichere mir einen guten Fensterplatz. Zerkratzt, aber Nichtraucher. Dann erst atme ich wieder. Ich hasse Paris. Hab' noch nie mehr, als nur den Bahnhof gesehen, doch selbst das reicht mir schon. Und bevor

mich irgendwer anquatscht, sitz' ich lieber sicher hier im Personenwagen und warte geduldig bis er sich in Richtung Massy auf den Weg macht. Den Hinkenden schein ich zum Glück auch losgeworden zu sein. Bin eben noch gut zu Fuß. Nur die unbewusste Angst der Sprachlosigkeit verfolgt mich weiter und jeder Kontakt klebt am Kunstleder der Sitzbänke fest. Stört das? Das nicht, denn ich empfinde es als ausgesprochenes Glück, dass niemand mich versteht. Dass ich selbst in einem Abteil, in dem vier dicke Frauen sich Erdnüsse essend lautstark über was weiß ich unterhalten, ja selbst hier meinen Kopf abschalten und bedenkenlos lesen oder aus dem Fenster schauen kann, ohne ständig in Ihre Sätze, in ihre stumpfen Inhalte, gerissen zu werden, ohne dass mein Gehirn sich zum Zuhören verleiten lässt. Ich kann auch nicht lesen, wenn ich deutschsprachige Musik höre. Und da bin ich dann verdammt glücklich, so einfach und sprachlich unbelastet zu sein. Andererseits, da ich nun festklebe, bin ich auch bedroht. Ausgeliefert den Menschen, die meine Situation ausnutzen wollen. Tausende? Tausende, die mich als abgeschlossenes, nicht nach Außen kommunizierendes Universum betrachten, kein Netzwerk, keine Gruppe, nur ich allein, ein Einzeller auf dem Tellerrand. Bereit geopfert zu werden. Bereit

mich hinzugeben. Daher also die Geringschätzung von Metropolen. Daher dieser Charakter. Ich meide deshalb die großen Städte, wenn ich unterwegs bin. Und die Bahnhöfe versuch' ich so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Vor einiger Zeit hätte ich an dieser Stelle Statistiken angeführt, die die Gefährlichkeit von urbanem Zusammenleben für die Körperliche Unversehrtheit belegen. Doch damit habe ich abgeschlossen. Ich bin raus. Dennoch würde ich jederzeit an einigen Erfahrungen festhalten. Ich sage: Bin ich nicht zu haus, dann bin ich unterwegs und das wiederum heißt, dass ich nicht stundenlang an Orten festgenagelt sein will, die mir alles andere als Wohlbehagen verschaffen. Eine Stunde später und kaum, dass ich mich beruhigt habe, steige ich aus. Da ich Hunger verspüre, beschließe ich etwas essen zu gehen. In der Nähe des Bahnhofs - in einem kleinen heruntergekommenen Imbiss - wische ich mir wieder Schweiß ab. „Sinnlos“ denke ich und kratze mich an einigen Stellen. Nachdem ich etwas gegessen habe verfall ich, ohne sagen zu können, wie es dazu kam, in ein Schachspiel mit einer alten Dame. Sie trinkt ununterbrochen eine milchige Flüssigkeit. Anisschnaps, den sie mit Wasser auffüllt. Da ich verliere, kümmere ich mich nicht weiter um die genauen Umstände und setze

einen fatalen weißen Bauern. Dann bemerke ich - da der Schweiß weniger rinnt - wie die Luft etwas abkühlt. Mit einer leichten Verstimmung bedanke ich mich und kehre in den Bahnhof zurück. Keine Probleme, dieses Mal. Dort kaufe ich noch kurz eine Büchse Cola und dann geht es weiter, westwärts. Wieder benutze ich die Toilette und schau' wie sich die Landschaft verändert. Es ist wieder Abend, der Nachtzug rollt. Im Rhythmus eines langsamen Walzers springen Strommasten an den Fenstern vorbei. Aber das ist schnell vergessen. Ein Löwe zerfleischt ein lahmdes Gnu und die Dämmerung überzieht sie mit Schatten. Im Liegewagen suche ich mein Abteil und verstaue das wenige Gepäck. Nachdem alle Wunden einbalsamiert sind pack' ich meinen Körper auf die Pritsche und zieh' die Decke über ihn. Ich schlafe, noch bevor der Zug Poitiers passiert. Unfreundlich und laut weckt mich der Schlafwagenkontrolleur. Er schaltet das Licht an und fordert überaus deutlich die Tickets. Ich reiche sie ihm beleidigt. Da merke ich, dass nun Leute in meinem Abteil hinzugekommen sind. Eine Junge Frau - hübsch auf dem ersten Blick - und offensichtlich ihr Freund. Der gesamte Fußboden ist gefüllt mit Koffern und unter dem Fenster liegen zwei riesige Wanderrucksäcke. Sie reiben sich, wie

ich, die Augen, wegen dem kratzigen Licht das uns allen hier in den Blick gerät. Hände reichen etwas herüber, dann erlischt das Licht. Merci. Bon voyage. Der nachschweiß stinkende Kontrolleur zieht mit einer unerhörten Zufriedenheit die Tür des Abteils zu und ich denke, dem hau' dir eins in die Fresse. Arschloch. Verschüchtert, kümmert sich unterdessen eine Hyäne um die Reste. Es ist nun kurz nach Zwölf. Ich lasse den Knopf los, der meine Digitaluhr beleuchtet, und da ich nicht wieder einschlafen kann, hör ich leise in die Nacht. Das Atmen der beiden wird nach zwanzig Minuten flach und monoton, rhythmisch wie die Fahrgeräusche. Das Hintergrundrauschen macht mich selbst aber irre und ich verlasse meine Schlafgelegenheit. Hier drinnen passiert diese Nacht nicht mehr viel. Und wenn, dann sollen sie die Change dazu haben. Ohne das Licht anzustellen trete ich in Unterhosen auf den Gang vor dem Abteil und folge den Hinweisschildern bis ich den Speisewagen erreiche. Dort, setze ich mich. Im Leuchtstofflicht lese ich dann Philippe Djians „Pas de deux“. Ich hab' es mir noch in Berlin am Bahnhof gekauft. Dachte wohl, ich werde Ablenkung brauchen. Etwas, um die Zeit zu verschleiern mit diesen geordneten Buchstaben. Das metallische Klappern und die dumpfen

Stimmen der Reisenden schein' ich nun aber doch besser zu ertragen, als noch davor die Stille und das Summen des Kühlschranks. Ich lese eine Stelle in der Djjan eine Zugfahrt von Paris nach Leningrad beschreibt. Schwachsinn, erotische Übertreibungen, den Leuten hingeworfen, was sie fordern, das hab' ich im Kopf. Ich fühle mich betrogen, denn in meinem Abteil passiert nichts. Ich meine, ich hab' keine Lust und nur geringes Interesse, zu beobachten, wie zwei es miteinander treiben. Erstens bin ich davon geheilt, oder befreit, oder was auch immer. Ich bin stumpf und lauwarm. Und Zweites hab' ich nicht vor, das vierte Rad am Wagen zu sein. Sollen sie machen was sie wollen. Sich ausziehen, sich lächerlich machen voreinander, vor der Welt. Aber - und da bin ich sicher - leider ist das sexuell Interessanteste, was in diesem Zug vor sich geht, das Röcheln mit Landwein abgefüllter Pariser Studenten zwei Wagons weiter. Dieses Buch, das ist alles nicht sehr glaubwürdig und keineswegs sag' ich das einfach so. Ich hätte mich im umgedrehten Fall einfach gut unterhalten gefühlt. Und die Bestätigung die ich erhofft hab', hat sich nun in einen literaturkritischen Kampf gewandelt. Daher sage ich: Es passiert keineswegs etwas nur, weil man unterwegs ist. Verräter, dieser Djjan, einer unter vielen.

Ich hege kurz die Hoffnung, dass es an der Fahrtrichtung liegt. Paris-Leningrad. Berlin-Paris-Santander. Fährt man in die Kälte, dann rückt man schon mal eher zusammen. Ob nun im Bett oder im Zugabteil. Dann lese ich weiter und meine Laune bessert sich. Seite für Seite ziehe ich durch die Nacht. Ab und zu gehen hässlich schlaftrunkene Frauen an mir vorüber. Ab und zu kommen zerknirschte Männer, schauen sich kurz um, stecken den Kopf aus dem Fenster, atmen tief ein und gehen wieder. Ich sehe ihnen zu. Sind sie verschwunden, dann leg ich das Buch beiseite und versuch' es auch. Mein Kopf glüht und der Fahrtwind kühlt alles. Ich blicke offen in Fahrtrichtung und der Wind treibt mir Wasser in die Augen. Es rinnt an den Schläfen entlang, ein kleines Rinnsal Glück. Für einen Augenblick Zufriedenheit. Und kurz kein Jucken mehr auf dem Rücken, das mich verrückt machen will. Diese Nacht gehört mir, Baby. Ich lass' mich sicher nicht länger quälen und reiben und von innen auffressen von falschem Glauben, von Parasiten und von kranken Bastarden, die nur darauf warten, bis ich mal nicht aufpasse. Mein Ohr ist ab - sicher. Mein Rücken verbrannt - ohne Zweifel. Aber im Dunkeln kann das kein Schwein sehen. Und wenn ich mal gut damit leben kann, dann wohl auch der ganze verkommene Rest

der Welt. Ich denke mir: Schmerzfrei, da gehörst du schon zu den obersten Millionen. Und dummerweise fängt mein Kopf in diesem wunderbaren Moment einen Gedanken auf, der an Christine erinnert. In einem überfüllten Müllschrank klemmt ein Joghurtbecher, in ihn sind Bananenschalen gestopft. Christine kaufte immer Sahnejoghurt, immer verschiedenen Sorten, auch Banane. Verflucht. Und alles, was gerade aufgebaut war, ist zerstört. Dann geh' ich zurück durch die schmalen Gänge. Das Buch hab' ich liegen lassen. Halb bewusst, halb hab' ich es vergessen. Der Zug polltert angesichts der alten Gleise. Ich frage mich, wo das hinführen soll und streife mit meiner Hand an den kalten Fenstern entlang. Vor meinem Abteil angelangt höre ich es stöhnen. Ein Geräusch, gemischt mit einem hungrigem Gurren. Ich zögere, einzutreten und lehne mich im Gang gegen die Wand. Tatsächlich. Ich bin etwas überrascht und die Bettgestelle quietschen. Das lüsterne Gestammel wird lauter und sie mahnt ihn zur Ruhe. Er schnauft und kann sich wohl nicht zurückhalten. Er quält sie mit der Rhythmik seines schweren Körpers. Und sie fällt in ihn, bis sie den Ton angibt, ihn zum Höhepunkt zu führen, angetrieben von jeder kleinsten Vibration der Radreifen auf den glühenden Schienen. Ich schäme mich

für mein vorschnelles Urteil, lass' den Griff der Schiebetür los und geh' zurück, um das Buch zu holen. Dabei lass' ich mir Zeit, an jedem Fenster steck' ich den Kopf in die Nacht, wie in ein Becken Wasser. Wer treibt hier sein Spiel mit mir? Zwei Fenster weiter bemerke ich dann diesen Jungen, nasses T-Shirt, hoher Puls und eine Zigarette rauchend. Wir sehen uns außerhalb des Zuges an. Ohne Bedeutung. Ohne Mimik. Sie ist wahrscheinlich noch auf dem Klo. Ich nicke mir selbst zu. Ja, Menschen schlafen miteinander und Menschen wachen miteinander. Das ergibt manchmal Sinn. Also leg ich mich zurück in mein Bett, atme nicht, höre nicht und schlag' die Augen zu.

## 2. Szene

Andy: (*salbt sich sein Ohr*) Wie ist das Frühstück?

Pawel: Wie ein Frühstück eben ist, das fasst man an und schiebt sich 's rein. Der Kaffee ist gut, die Butter weich. Da werd' ich mich nicht beschweren. Zeit wird 's, dass auch ich mal etwas hab' von deinem Ohr und deinen Schmerzen.

Andy: Du weißt genau, dass dein Kumpel René gefahren ist. (*Andy blickt nach unten und spricht leise weiter*) Und diese Schmerzen, ja, die werden schlimmer und du, du willst es einfach nicht einsehen. Ich bin das Opfer hier. Ich hab' mich geopfert, René ist kalt, gut, aber ich, ich bin hier und das Brennen wird schlimmer. Pawel, ich sag' das nicht nur so, es wird schlimmer. Und du, du siehst es nicht ein

Pawel: Lass mich meine Milch trinken, Bruder, lass mich trinken.

Andy: Und der Doktor, was sagt er, geht es ihm gut?  
Wenn es ihm nicht gut geht, kann es mir        nie wieder  
gut gehen.

Pawel: Hab' nur mit Anna geredet, wir wollen heut'  
Abend ins Schnitzelhaus.

Andy: Du und Anna ins Schnitzelhaus? Und der  
Doktor? Ich muss zu Anna, ich bind' mir meinen Kopf  
ein und die Salbe wird mich vor dem Wind schützen, ja.  
Mach du den Abwasch. Ich geh' zu ihr.

Pawel: (*isst ein Ei*) Ja, geh raus, geh endlich raus! Die  
Krücken stehen gleich an der Tür, bevor du wieder fragst.  
Ich hab' sie nicht genommen, ich nicht. Also, pass auf!  
Pass bloß auf! Draußen ist es für Typen, wie dich, nicht  
ganz ungefährlich.

Andy: Du weißt es wohl, was gefährlich ist und was, was nicht, nicht wahr Pawel, du Idiot, schau mich an, die Schmerzen werden Schlimmer, von Stunde zu Stunde. Mein Körper stirbt, Pawel, er stirbt, das ist gefährlich, sag' ich dir, das ist gefährlich, nicht deine Frauen und nicht deine Männer. Ich aber kann nicht anders, lieber fang' ich mir noch eine Erkältung ein, als Anna heute nicht zu sehn. Sie kann mir Mittel geben, dann fühlt es sich an, als könne man alles hören, auf der ganzen Welt. Nichts tut einem mehr weh, außer das.

*Andy geht und Pawel zuckt mit den Schultern, den Mund voll mit Toast.*

Pawel: Dieser langweilige Narr, dreht sich, verweht sich, und kann nicht still sitzen. Ein Bruder, wie er im Buche steht. Tölpelhaft und doch zu schwach, um alleingelassen zu werden. Und Anna begreift es nicht, nein, sie begreift es nicht. Dreht ihre Pillen, kocht Verbände aus und sortiert ihre Karteikarten fein säuberlich in Schächtelchen ein. Toll, na mach

schon, Andy, lauf zu ihr, lass dich in ein Schächtelchen packen! Lach mit ihr, meinetwegen, dann lass dir von ihr an deine neuen Wunden neue Verbände anlegen. Aber wenn Schluss ist, lass dich von ihr her bringen und wir trinken Wein und essen Kräcker. (*schlägt mit der Faust auf den Tisch*) Was soll das nur? Aber halt, ich muss mich zusammenreißen. Ich bin die gute Seele.

Andy: (*stürzt humpelnd zurück in den Raum*) Nein, nein, es ist zu windig heute, Pawel, wir müssen sie anrufen, komm, sie muss her kommen, sag ihr, die Schmerzen werden schlimmer. Ich kann nicht mehr gehen. Ich glaube es sind die Knie. Oder, (*denkt nach*) warte! Nein. Besser, sag ihr, dir geht es schlecht. Dann kommt sie sicher. Wo ist das Telefon? Ich ruf sie an.

Pawel: (*abfällig*) Der Wind? Du willst sie anrufen wegen dem Wind?

Andy: Er hat mich umgerissen, knapp vor der Bushaltestelle, bei der Fleischerei, du weißt selbst, wie

stark der Wind dort weht, selbst an Sonnentagen.  
Unberechenbar, du weißt es. Der reißt den Frauen die  
Röcke hoch und den Männern die Bibeln aus der Hand.  
Der kann nicht anders.

Pawel: Bei der Fleischerei? Der Wind bei der Fleischerei,  
und du willst Anna anrufen?

Andy: Ja, ich hab' mir das linke Knie zerschlagen, ich  
glaube, es war das linke, ich musste nach hause springen,  
lach nicht, davon hab' ich schon genug, schau, die Hose  
ist ganz durchnässt, es ist wohl was kaputt gegangen. Jetzt  
schmerzt auch das rechte, ich bin es verdammt noch mal  
nicht gewohnt, zu springen. Komm, ich muss mich  
setzen. Hohl mir doch die Salbe für die Gelenke. Und  
dann rufen wir sie an. Aber, sag nichts von dem Unfall,  
das macht sie nur wütend, sag, du bist erkältet und dass  
sie die Medikamente nicht vergessen soll. Dann wird sie  
kommen. Sag, du brauchst jetzt eine Frau, dann kommt  
sie sicher.

Pawel: Du gehst zur Fleischerei und kommst zurück, wie frisch aus der Auslage gesprungen. Hättest ja noch deine Freunde, Herr Steak und Mister Boulette, einladen können! Hier haben wir ja noch heißen Kaffee und Eierbrote. *(schlägt die Hände über sich zusammen)* Das kann nicht wahr sein, kaum kannst du wieder gehen, zerschlägst du dir beide Knie. Denk doch mal. Das bricht uns allen die Beine. Kaum geht es dir besser. Kaum konnten wir wieder einzeln das Haus verlassen, da brichst du uns allen die Beine, Mensch. *(er schlägt Andy auf den Hinterkopf)*

Andy: *(eingeschüchtert)* Wir müssen nur Anna anrufen. Pawel, dann wird es besser.

Pawel: *(leise)* Ja, wir müssen Anna anrufen. *(schiebt Andy einen Stuhl hin, dass er sich setzen kann; hebt die Krücken auf und stellt sie neben die Tür)*

*Eine fremde Frau kommt die Treppe herunter, gibt Pawel ein Funktelefon, nimmt sich ein Ei, beißt ab und geht nach draußen.*

Pawel: *(schaut ihr nach, dann zu Andy)* Olga?

Andy: Maria, von der Apotheke. Sie reibt mir den Rücken mit Salbe ein, wie sonst keine.

Pawel: Den Rücken? Den reibt sie dir ein?

Andy: *(ärgerlich)* Ja, den Rücken. Was kümmert 's dich? Jetzt geht es aber um Kniescheiben, Pawel, da kann sie nichts machen, sie weiß nur mit Salbe umzugehen. Wir

brauchen Anna hier, also bitte ruf sie endlich an, es wird schlimmer Pawel, nun mach schon!

## 2. Unterbrechung der Aufzeichnungen

Ist es ein Wochentag? Ist es ein Wochenende? Ich kann es nicht sagen. Ich spreize die Finger, betrachte sie und klapp sie wieder zusammen. Wie ein Taschenmesser, das nicht mehr gebraucht wird. Wie ein Turmspringer. Auf und zu. Ich rufe nach dem Personal, weil ich es wissen will. Verdammt noch mal, ich muss mich zusammenreißen, ich muss auf dem Laufenden bleiben. Und wenn ich nicht mal mehr die Wochentage an mein jämmerliches Leben heften kann, dann weiß ich auch nicht, dann ist das wohl ein Zeichen für mein baldiges Ende als Mensch, dann bin ich wohl in Kürze auch Patient. Mittwoch. Ich glaub' mir fällt es wieder ein. Ja, gestern gab es Grießbrei, also war Dienstag, und wenn ich nicht zwischendurch wieder in Ohnmacht gefallen

bin, dann ist seitdem nur eine Nacht vergangen. Also Mittwoch. Ich rufe die hübsche Schwester, um mich zu vergewissern. Sie ist liebenswürdig, fast entspricht sie dem Fernsehideal stumpfsinniger Vorabendserien. Schätze, sie ist noch nicht lang dabei, noch nicht abgestumpft, noch die Seele nicht abgeschaltet vor den Grausamkeiten, die menschliche Körper - ob alt oder jung - von Zeit zu Zeit aufweisen. Hier bei uns in der Reha, da sind die Wunden schon wieder zu und das Erbrochene festgetrocknet an Schürzen und Laken. Wir kommen nicht frisch von der Schlachtbank und die meisten von uns sind auch noch recht rüstig. Ich meine, unsere Körper sind sicher nicht die schönsten, hier und da fehlt was oder hängt bewegungslos dran, aber wir sind noch nicht zermahlen unter dem Rad der Zeit. Wir beißen die Zähne zusammen, halten den Schmerz aus wie ein Gefolterter und erfreuen uns an den kleinen Aufmerksamkeiten, die uns Schwester Mandy zukommen lässt. Sie zieht sich nicht direkt aus vor uns, nein, aber sie kleidet sich freundlich und offen. Soweit - und sie weiß wie weit - das die Männer gutgelaunt ihre bittere Medizin schlucken, und dass der alternde Chefarzt, dessen Laune sich selten hebt, frisch wie der Frühling auch einmal aufmunternde Worte für die faltige Alte mit den neuen

Keramikhüftgelenken vier Zimmer weiter übrig hat. Mir graut es, da ich weiß wie sie einst sein wird: dicke Hände, verbittert und von einem tödlichen Zynismus durchsetzt, der bei absolutem Ernst niemandem erlauben wird, in ihrer Nähe Glück zu empfinden. Ich seh' sie an und versuche sie in ihrem Charakter zu festigen soweit es irgend' geht. Ich mach' ihr Komplimente, die als erstes ihre Arbeit und dann ihren Körper betreffen. Mir fällt das schwer, aber ich muss tun, was ich kann, sie vor der Dunkelheit zu bewahren. In den seltenen Momenten, wenn mich Blut durchfließt, wenn mich in meinem Fachwerkstuhl alte Zwänge reizen, dann entwickelt sich eine Spannung in mir, nicht erotisch, nicht lüstern oder verlangend, nein. Dann spüre ich, wie sie die Atmosphäre beeinflusst, die sich in schlechten Zeiten ein jeder besser wünscht. Zurück in Erinnerungen, sehe ich sie dann vor mir, den Schwesternkittel aufgeknöpft, ihre Brüste eingefangen von einem türkisfarbenem BH, dessen linker Träger eingerissen ist und jeden Moment zu zerspringen droht. Nichts kann ihre Nacktheit dann mehr vor uns verbergen, nichts kann sie retten vor den Blicken dieser Heilanstalt. Ihre roten Lippen schauen gemeinsam mit ihren schwarzen Augen auf den Laminatfußboden und die Langeweile schmerzt sie mehr als die Scham. Dieses

Bild, das ist die Spannung, die sie uns gibt, um im Geiste weiter aufrecht zu gehen. Das ist die Mischung von Erwartung, Stolz und Gehorsam die ihre Gegenwart von Patienten und Personal gleichermaßen fordert. Nur, sie hat keine Ahnung und der Haufen um sie herum auch nicht. Das Bild, das ich in meiner Gedankenwelt mit ihr erweitert habe, traf auf mein Gehirn 1997, kurz bevor ich die Nordküste Spaniens erreichte, auf der vorletzten Seite meiner Geo. Ich kann nicht sagen, was ich damals dachte, nur, beeindruckt war ich schon.

### 3. Kapitel

Als ich meine Augen wieder aufschlage liegen die Pyrenäen hinter mir. Einige male noch wechsle ich darauf den Zug. Dann habe ich mein Ziel erreicht, mit einem Loch im Kopf, verklebten Zähnen und tagealtem Salz auf meinem ganzen Körper. Vorzugsweise schließe ich meine Augen und schirme sie ab vor der Sonne, vor dem Wind,

vor zuviel sichtbarem Elend, das beißender brennt, als die fettige Salbe, die ich täglich mit Bedacht auf mein stumpfes Ohrgerippe tupfe. In einer Apotheke kaufe ich sofort Sonnenschutzmittel. Ich stehe unter Menschen, die alle gesund und dunkel wirken, so angepasst an den Sommer und an das Werben um Zuneigung und Sex. Und ich leuchte weich und weiß unter ihnen hervor, wie ein Mensch, der nur aus Reflektoren besteht und nachts von ihnen angestrahlt wird. Ich hielt mich nicht umsonst im Dunkeln auf. Klar ist ja wohl, dass wir der Deutlichkeit aus dem Weg gehen. Wir fühlen uns nur gut und unbefangen in freundlicher Umgebung und verstecken so weit es geht ansonsten alles. Es beginnt unter der Kleidung und es endet mit der Ausscheidung, den Kleinigkeiten, dem Schmuck und der Pockennarbe am linken Oberarm. Und wir zeigen uns nur selten, entweder in blendend hellem Licht, so dass man nicht hinschauen kann ohne die Augen zusammenzukneifen, ohne wahrhaftig nur noch Flächen vor sich zu sehen. Farbflächen, die ein Gesicht bedeuten könnten oder einen Körper, gedruckt wie ein Warhol, wie Alufolienkollagen. Oder wir zeigen uns in abgedunkelt warmen Grotten des nächtlichen Anstandes, der nächtlichen Lust. An Orten mit - die Vorteile des eigenen

Gesichtes - unterstreichendem Licht. Möge es uns nicht verbrennen. Denn was wir hassen, was wir verachten, das ist das schale Tageslicht, das Licht auf den Strassen und in den Büros, im Kindergarten oder am Krankenbett. Wir wollen niemals sichtbar sein, niemals verletzbar deutlich. Niemals unsere Wunden zeigen vom Rasieren, vom Mann, der dich Nachts schlägt, von den Einstichlöchern, die sämtliche deiner Venen perforiert haben, von den Ausschlägen und Geschwüren des Alltags, von den Historien, die man dir ansieht, wenn du dein T-Shirt ausziehst.

Bewusst behalte ich mein T-Shirt an und stelle fest, dass ich zugenommen habe. Ein Ring aus weißem Fleisch lässt die Narben, die sich seitlich des Bauches beginnend über meinen Rücken ziehen, verzerrt hervortreten. Gerötete Hautpartien, kein Grind mehr, alles verschlossen und gut. Die ersten Schritte hier draußen. Die Füße in den Sand gesteckt und das Gefühl genossen, dennoch größer zu sein, als der spanische Durchschnittsmann. Ich reib' mich ein mit der Sonnenmilch. Esse einige Dinge. Beobachte die Surfer. Verlasse den Strand sobald es dunkel wird, da Liebespaare und Besoffene hier die Oberhand gewinnen.

Dann geh' ich zurück in mein Hotel, trink' etwas an der Bar und genieße es, nie etwas sagen zu müssen. Spricht mich doch jemand an, dann dreh' ich mich weg und bestell' beim Barkeeper noch ein Bier. Cerveza, mein Spanisch ist begrenzt. Ich bleibe solange verdreht, bis jeder das Interesse verliert und sich an jemand anderen wendet oder verdrossen die Bar verlässt. So verbringe ich zwei drei Wochen. Ich lese viel. Mime den verstimmt abweisenden Holzklotz und spüre dabei das Glück zurückkehren. Spüre, wie es versucht, sich wieder in meinem Körper einzurichten. Der Agavenschnaps, das Bier, das gute Essen und die hübschen Menschen am Strand. Meine Haut sagt, ich bin nun auch dabei, dunkel und gesund, ich strahle Lebensfreude aus, bin vital und bereit für ein Abendteuer. Ich selbst bleibe liegen und blättere die Seiten um, eine nach der anderen, unterbrochen nur von kurzen taxierenden Blicken mit denen ich den Strand bedecke. Selbst meine Narben sind nun weniger deutlich sichtbar. Sie heben sich ab, selbstverständlich, doch scheinen sie die Jugendlichen nun weniger zu verschrecken. Der Abstand, den die Strandgäste zu mir halten, schwindet und da ich täglich mindestens ein, zwei Stunden hier verbringe, hebt man auch schon mal grüßend die Hand. Hola Senior. Nach

dem Frühstück laufe ich oft und schwitze so den Alkohol wieder aus. Ab und zu schwimme ich. Dazu muss ich mein Ohr mit Plastikfolie abkleben. Einfach grausam, diese Umständlichkeiten. Ich ärgere mich, nicht schon im gesunden, unversehrten Zustand weggegangen zu sein. Hier finde ich Ruhe und fast fühle ich mich seit einigen Tagen befreit von allen Unfähigkeiten. Ich schau den Mädchen nach. Ganz gleich, was das bedeutet mag. Einige schauen zurück und finden nichts Besonderes an mir. Ich, der Stand, das Hotel und die sich abwechselnden Touristen. Nichts gibt es mehr zu sagen, nichts mehr zu verstehen. Abends im Hotel schreibe ich eine Postkarte an Christine. Ohne Spielchen, so wie ich bin. Dabei tritt ein athletisch gebauter Typ an meinen Tisch. Ich schaue auf, blicke mich um und stelle fest, dass alle anderen Tisch besetzt sind. Er schaut mich fragend an und da ich nicht schnell genug ablehne, setzt er sich, winkt einem Mädchen zu und ruft sie - auf deutsch - zu sich. „Hier ist noch frei“, mit erhobenem Arm, obwohl er sowieso alle anderen Gäste überragt. Er ruft quer durch die Bar, so dass sich allerhand Köpfe zu nun unserem Tisch umdrehen. Mir stockt der Atem -verdammte. Eingelullt von der Ruhe der Tage und von der Sonne und von dieser blöden Postkarte an Christine passiert mir

prompt dieser faux pas. Und dann noch Muttersprachler. Mein Kopf möchte auf die Tischplatte fallen. Sie ist durchsichtig, aus Glas und ich sehe mich meiner Sprachlosigkeit beraubt, beraubt meiner schwer erkämpften Freiheit, nichts zu verstehen und bei Gesprächen höflich aus dem Fenster schauen zu können. Ich ignoriere sie schlecht und merke, dass sie mich beobachten. Sie bestellt Wasser, er Gin Tonic. Und ich, ich versuche zu schreiben, gebe es bald auf und bestell' mit einem eisig trockenen Pokerface - doch für meinen Geschmack viel zu wenig aufgebracht - noch ein Bier. Ich halte ihnen meine Wunden ins Gesicht und bastle an einem Plan, hier herauszukommen bevor sie bemerken, dass ich einst auch aus Deutschland kam. Dann kommen die Getränke, viel zu schnell. Ich mache mir eine geistige Notiz, nie wieder ohne eine spanische Tageszeitung mein Zimmer zu verlassen. Sie trinkt schnell ein paar Schlucke und beruhigt sich so langsam. Ihr Körper glüht von der intensiven, tödlichen Sonne. Er lässt den bitteren Geschmack kurz stehen, hält sich das Glas an die Stirn, schluckt und ächzt. Dann atmen sie ruhiger, wie Fische, denen man die Hoffnung auf Wasser genommen hatte und die nun trotz allem wieder in ihm schwimmen können. Ich trinke ebenfalls und versuche angestrengt

das Licht zu beobachten, das sich an dem goldenen Zapfhahn keine fünf Meter von mir spielend bricht. Sie reden kaum. Ich auch nicht. Ich beginne, zu schwitzen und spüre, zum ersten mal seit Tagen wieder den zermürenden Juckreiz auf meinem Rücken. Darüber ein Leinenhemd, das mich noch atmen lässt. Doch es wird stärker und deutlicher, spannt sich, bis sich die Mühe nicht mehr lohnt, es unterdrücken zu wollen. Nervös rutsche ich auf meinem Stuhl hin und her. Zupfe mich zu Recht, reibe unauffällig mit der Hand an den vernarbten Stellen. Von außen nicht sichtbar, doch eingebrannt in meiner Haut, wie ein Organ, das nicht so recht einen Nutzen hat. Ich könnte eine Zeichnung anfertigen und diese Zeichnung wäre ein umgekehrtes Spiegelbild von mir. Ich könnte auch einen Song schreiben über die schweren Zeiten des Erwachsenwerdens und dieser Song wäre der lächerlichste der Welt, weil er wahr wäre. Es gibt eben Dinge, die passen nirgends hinein. In keinen Dialekt und in keine Sprache, also bleibt nur Schweigen, passen in keine Kunstform, also leg den Pinsel weg, Schatz. Schlitz dir die Venen auf und hoff, dass die Tropfen so auf dem Leinwand aufschlagen, dass ein Wort entsteht. Fuck. Und dann nimm Klebeband, verarzte dich und mal die Mona Lisa. Ich kratze mich unterdessen und höre in

das nicht stattfindende Gespräch hinein, wundere mich über das Ausbleiben von Worten und bin fast versucht - zumal das Bier sich dem Ende neigt - einen von ihnen anzusehen. Da nimmt er schnell das Glas, würgt sich mit letztem Schwung die Reste des Gin Tonics hinunter, steht auf, sagt „Gute Nacht, ich hau mich hin, hoffe mal morgen früh sind die Wellen besser als heut.“ Dann geht er. Sie sagt: „Bis dann, ich trink noch ein Wasser, kannst mich ja wecken, wenn du aufstehst.“ Dann ist er verschwunden, die Treppe nach oben zu den Zimmern. Beeindruckt schließe ich die beiden kurz in mein Herz. Beeindruckt, dass ich wieder falsch lag mit meiner Vorstellung des plumpen Touristengequatsches, der langweiligen Kurzurlaubsbekanntschaft. Ich lerne, lerne, lerne und eines ist sicher: Meine Meinung über diese Art von sonnensüchtigen Urlaubern hatte sich in dem letzten Wochen durchaus gefestigt. Je weiter ich mich von ihnen entfernte, desto mehr wurden sie für mich zu einer Art Klumpen. Je mehr ich mich von ihnen unterschied, desto mehr wurden sie zu einem Brei, den kein Kleinkind herunterbringen würde. Ich rasiere mich so es eben geht, bin dunkel gebräunt mit Hornhaut an den Füßen, halte täglich meine Siesta, geh' in einen Laden abseits der Hauptwege und kaufe Brot. Ich bin - abgesehen von der

Unfähigkeit mich verständlich zu machen und abgesehen von der Fähigkeit, gut zu hören - fast ein Spanier geworden. Einer, der sich hier eingereicht hat in den täglichen Fluss der Bewegungen. Schritte, die an scharfen Kanten entlang schreiten. Zumindest denke ich das von mir. Und also waren für mich nun auch all die anderen Touristen diese Art von Abschaum, bei dem es auf einen Kübel mehr oder weniger nicht ankommt, solange nur das Geld stimmt. Dann betrachte ich sie - weg von dem Zapfhahn. Sie will anscheinend aber auch nicht mit mir reden, ist etwa zweiundzwanzig, bestellt bezaubernd und auch direkt ein Wasser beim Ober ohne auch nur eine Silbe sagen zu müssen. Würde ich nun das Wort ergreifen, wäre mein Kodex gebrochen. Ich könnte nicht länger am Strand sitzen und nichts tun, nicht die Hoteldusche stundenlang auf meinen Kopf prasseln lassen, mich nicht mit Broteinkäufen länger zufrieden geben. Nicht frei sein, nicht glücklich ohne Antrieb, ohne den Willen zu schöpfen, ohne Tagesablauf. Da stoppte ich, dachte „Ist es so, das ich mich nun wieder bewegen will?“ Ganz zuerst war ich tot. Dann ebte ich, nun bin ich betäubt und bewusstlos, habe keine Sprache, keine Sinne, keine Gliedmaßen, die mich weit tragen könnten. Ja, könnten. Und nun ist die Zeit da, in der das Gift abklingt,

in der ich die Beine einsetzen werde, in der ich beginne, alle Anstrengungen auf mich zu nehmen, um auch die Sprache wiederzuerlangen. Verdammt, was war nur los. Sie blickt nur kurz zu mir, gleitet mit einer Hand in das Dunkel ihres Rucksacks, schlägt das hervorgezogene Buch auf und beginnt, wie selbstverständlich, zu lesen. So natürlich, so schön, als wäre es ihre Bestimmung, als hätte sie nie im Leben an etwas anderes gedacht, nie im Leben etwas anderes gemacht. Dann aber fällt mein Blick unvermeidlich auf den Titel und ich beginne zu lachen. Sie blickt kurz auf und sucht mit den Augen schnell den Raum ab, als hätte sie etwas verpasst. Unvermeidlich gerät ihr Blick an mich. Sie sieht mir in die Augen und schlägt das Buch zu, legt es beiseite und fragt: „Was?“ Ich sage: „Nichts, musste mich nur an etwas erinnern, das brachte mich zum Lachen. Vergessen sie es.“ Und Stelle mich ihr dann ohne Küsse vor. Sie heißt Korinna und ihr Freund ist Surfer, deswegen geht er früh schlafen um früh wieder wach zu sein. Sie mag diesen Sport nicht, ist immer am Strand und wartet drauf, dass er sich ab und zu ihr zuwendet. Wenn er aus dem Wasser steigt, das Brett unter dem Arm und ihr von weitem zu winkt, dann fängt sie schnell an, die Mundwinkel hochzuziehen und nett auszusehen. Es ist sein Urlaub und den will sie ihm nicht

verderben. Er heißt übrigens Andreas. Sie sieht hübsch aus, nur etwas einfach, und ununterbrochen denke ich das Buch in ihren Händen - in der Schule gezwungen es zu lesen. Eingebraunt und verfestigt als Sinnbild erzwungener Kunst. Ich betrachte sie weiter und bemerke die sich schälende Haut an den Rändern der Träger ihres leichten Sommerkleides. Ich erinnere mich an die Beschreibungen des Rückens. Deshalb das Lachen. Deshalb das Verzeihen der einstigen Qualen, Seite für Seite, und Perry Rhodan musste warten, konnte aber nicht, konnte nicht. Dann bitte ich sie darum, mir das Buch für die Nacht auszuleihen. „Ich bring es ihnen Morgen mit an den Strand“, sage ich. „Versprochen.“ Sie zögert. Ich: Ein halsabschneidender Fremder, der fast einer von hier sein könnte. Ich: Einer dieser dunklen, kranken Typen, ohne Ohr und Ehre. Sie zögert also. Drum biete ich ihr einen Tausch an, einen alten Konsalik, den ich im Schubfach meines Nachttischchens gefunden habe. Sie geht bereitwillig darauf ein. Wir bestellen noch weitere Getränke ohne darüber nachzudenken, sehen uns an, wie Betrunkene und hoffen, es bald zu sein. Die Situation ändernd verlasse ich den Tisch, um ihr das versprochene Buch aus meinem Hotelzimmer zu bringen. Setze mich dann aber wieder zu ihr und betrachte sie

weiter. Dabei schüttle ich innerlich den Kopf, bis die Getränke gebracht werden. Jetzt erst fragt sie nach dem Ohr und ich sage ihr, ich hätte es bei einem illegalen Boxkampf verloren. Normalerweise kein Problem für die Mikrochirurgie, nur leider hat einer der Kampfhunde - von den Hundekämpfen nebenan - es nicht mehr hergegeben wollen. Blut, Geschmack, Beute, was weiß ich, was so einen Hund antreibt. Als der Notarztwagen da war, meinte Cornelius - ich weiß ein gewöhnungsbedürftiger Name für einen Gangster - da meinte Cornelius man müsste den Hund töten, um an das Ohr ranzukommen. Der Notarzt schaute ihn an mit einem Blick, mit dem man normalerweise keinen Mann, wie Cornelius anschaut, und sagte: „Zerkaut hat das keinen Sinn mehr.“ Na ja und nun hab ich kein Ohr mehr aber dafür nen Hund der zu Hause meine Plattensammlung bewacht. Cornelius ist ja nun auch im Musikgeschäft, Rap und Hardcore Sachen macht der. Tja, so was kann passieren.

Sie weiß nicht, mein ich es ernst, oder bin ich ein blöder Trottel der sich nur interessant machen will. Man merkt ihr das sofort an und während sie mich nach

Wahrhaftigkeiten durchsucht bringt sie damit die Schmerzen zurück. Sie weist ihnen den weg. Wie ganz von weitem eine sanfte Perkussion, die immer näher tritt und zu einem Trommelensemble anschwillt. Sie rieseln herab, wie der erste Schnee. Und immer so kurz vor der Abhängigkeit angehalten. Sie schleichen sich an, stechen, ritzen, schaben und verhalten sich nicht still. Die Wahrnehmung ändert sich, das Äußere tritt zurück und mir wird sehr schlecht. Nur sie selbst merkt es nicht, noch nicht. Es beginnt im Rücken, breitet sich in Kreisen aus und tangiert Sekunden später meinen Kopf und meinen Schwanz. Ich sage: „Mir ist nicht gut, bis Morgen dann“, reiche ihr nicht die Hand, spring' auf und werfe - von mir nicht wahrgenommen den Stuhl um. Meinen Rücken drück' ich gegen den Türrahmen, schleife mich gekrümmt die Stufen noch oben und unterdrücke die Wut darüber, nicht vorsichtig genug gewesen zu sein. Ich werfe die Tür in das Schloss und die Blechtrommel auf das Massagebett, stell' das Wasser an und es trifft meinen Kopf und sickert in mein Hemd, sickert in meine Bermudashorts, in meine Socken. Und bald kühlt es meine Haut und meine Seele, wenn man davon sprechen kann. Als das Äußere zurückkehrt, bin ich verärgert. Warum musste ich mich auch so aufspielen, dazu hab' ich

mich nun weiß Gott nicht wochenlang geschont. Ich muss mit Frauen vorsichtig sein, ich muss immer auf der Hut sein, denk' ich mir. Halt dich da daran, verdammt, das ist kein Spaß, das ist medizinische Notwendigkeit. Ich knöpfe das durchtränkte Hemd auf, ziehe es aus und lasse es unter der Duschkabine auf den Boden fallen. Kaum ein Geräusch, das wundert mich. Das Wasser läuft weiter. Der Temperatursturz tut gut. Das Jucken und die Phantomschmerzen, sie klingen ab. Zwanzig Minuten später ist alles vorbei. Nur, mein Ohr ist voll Wasser. Es war keine Zeit für die Kappe. Ich tupfe es trocken mit Watte und Ohrenstäbchen, bestrahle es dann mit Rotlicht und schmier' es ein mit der Salbe, die man mir ständig zuteilt. Als ich dann nackt mit Leinen umwickelt in meinem Bett liege und das Buch aufschlage, da stört jemand meine Jugend und meine Abgeschlossenheit. „Alles in Ordnung?“, fragt sie. Von der Tür her nehme ich die Worte wahr und bezweifle nicht mehr, Teil eines billigen Fernsehfilms zu sein. Ich will nicht unhöflich wirken, öffne kurz und vergesse, dass ich eingewickelt bin, sage „Ja“ und schick' sie zwei Zimmer weiter zu Andreas. Mit einem irgendwie verstörten Blick und einem Whiskeyglas in der Hand - in dem die Eiswürfel aneinander klirren - schlürft sie dann den Gang entlang,

wie eine alkoholranke Diva aus den Dreißigern. Sie kann sich so bewegen, erstaunlich. Ich blicke ihr etwas wehmütig nach, erinnere mich aber noch rechtzeitig an das Vergnügen, das vor mir liegt, ruf ihr „Bis Morgen“ hinterher, schließ’ die Tür und beginne zu lesen.

Denn egal was sie will, ich kann es ihr nicht geben. Ich kann nur da sein und verschwinden, und das im Wechsel, wie die Gezeiten, wie der Tag und wie die Nacht. Ich weiß man sagt: Im Bett ist der Mensch nicht gern allein. Ich weiß, dass das auch richtig ist, doch tödlich ist es allemal genauso. Also komm schon, zerschmettere meine Brust und lass mich spüren, was es heißt, ein sündiger Bürger zu sein. Ein sündiger Gott, um es auf die Spitze zu treiben, um es auf der Spitze eines Eisbergs zu treiben. Der Kältetod und das Verlangen schlafen miteinander und ich schau ihnen gerne dabei zu. Hier in einem schäbigen Hotelzimmer. Ein Mantel liegt auf dem Boden, ein Hut hängt auf einem Kleiderständer. Eine Zigarette wurde nicht richtig ausgedrückt und ein Faden Rauch schlängelt sich in der schweren Luft nach oben. Zwei Menschen und immer ein schmutziges Geheimnis zur Hand. Also bitte, tu’ dir selbst einen Gefallen und strafe mich und all die Unanständigen da draußen, Schmelz uns

zusammen und gies dir daraus die Kuppel einer hübschen Kathedrale.

Verdammt, ich sagte, ich beginne zu lesen. Später in der Nacht gebe ich dieses Vorhaben endgültig auf und überlege, was geschehen kann, allein in einem Hotelzimmer mit einer schmerzenverursachenden Frau davor und der Blechtrommel auf dem Laken. Und dann? Dann doch und ich lese das Kapitel über den alten Seemann, den Kämpfer, der sich selbst aufspießt, ungezügelt, hemmungslos und bedeutungslos, durch seine sexuelle Lust getötet. Ich weiß, meine Narben lachen dazu. Es sind keine fädrigen und keine männlichen, wie die von Herbert. Meine Naben sind Flächen und diese Flächen erinnern mich nicht an einhundert Geschichten. Nein, sie stehlen mir nur die Zeit mit ihren unnützen Erinnerungen und aufdringlichen Fragen. Sie sind nicht ich und ich bin nicht ich. Ich bin ein Versicherungsvertreter mit einer kleinen Klavierstunden nehmenden Tochter, einer hübschen und wohlherzogenen Frau, der man die Jahre zwischen ihrer Tochter und ihr selbst ansehen kann, die aber seit diesen Tagen keinen Schwung und keine

Neugier verloren hat. Ich bin faul, karrierebewusst und zurückhaltend mit dem Alkohol. Doch ganz anders als ich liege ich nun da mit ausgestreckten Beinen, nackt auf einem bequemen, breiten Hotelbett in Nordspanien.

Diese Narben häng' ich nicht zu. Nein, ich konfrontiere sie mit der Sonne, mögen sie austrocknen, mögen sie mit mir untergehen und Zeugnis ablegen vor dem höchsten Wesen: Frankreich 1793. Ich sag' es Ihnen, ich werde nicht allein da stehen in den Zeiten der Dunkelheit, die folgen werden, die ganz sicher folgen. Und ich, ich werde dann wieder glänzen, den Reißverschluss herunterreißen und aus der Umhüllung schlüpfen, wie eine fette, graue Raupe, wie eine Schlange, die sich häutet. Zurücklassen, was nicht ich bin, nicht ich sein will und nur durch einen Unfall ich geworden war. Unschlüssig blättere ich einige Seiten weiter und stehe dann vor einem Gedanken, der, weiß ich woher, da stand, sich nicht wegdrehen wollte und mich ansah, wie ein perverser Voyeur, der seine Augen nicht von meinem Schwanz lassen kann, weil ihn seine Mutter als Kind einmal in der Sauna vergaß. Ich schüttele ganz schnell den Kopf, um das zu unterdrücken, um zu vertreiben, was angegriffen hat. Ich

meine, was soll ich mit Kindern und was hat dieser Gedanke hier zu bedeuten? Aufgesprungen lasse ich wieder Wasser fließen. Später rettet mich der Schlaf aus der Grübelelei.

Am nächsten Morgen schlage ich alltäglich die Augen auf. Ein ungeschicktes Dienstmädchen von etwa fünfundvierzig Jahren mit breiten Hüften und schwarzem zusammengebundenem Haar fuhrwerkelt in meinem Müll herum. Sie ist kurz davor, ihren Staubsauger anzuwerfen. Ich sehe dem gelassen entgegen und wickle mich aus den Leinentüchern. Um sie nicht zu verschrecken huste ich, anständig, nicht völlig entblößt. Sie sieht mich an und redet wirres Zeug durch den Morgen. Ein Einsehen habend packt sie ihren Kram und verschwindet mit großen Augen aus meinem Zimmer. Weil mir nichts anderes einfällt, schrei' ich ihr ein wüstes „Mama Mia“ hinterher. Als sie gegangen ist, danke ich heimlich dieser frühen Erregung. Das erspart ein, zwei Cafe con leche. Dann kleide ich mich behutsam an und sehe mit üblichem Argwohn dem Tag entgegen, sehe das Frühstück, sehe dann den Strand und das Sonnenöl, sehe, wie ich ihr bedächtig lächelnd und dankbar das Buch

zurückreiche, dabei fast auf Worte verzichte und durch die Geschicklichkeit einiger Nebensätze darauf bestehe, dass Andreas mir die Grundtechniken des Surfens beibringt.

### 3. Unterbrechung der Aufzeichnungen

Nach der Suppe fällt ein Großteil der Patienten in einen unruhigen Mittagsschlaf. Ich bin Teil der Minderheit, die immerzu wach bleibt. Ich beobachte und warte bis meine Zeit gekommen ist. Ich, der Taxidriver. Und so habe ich - angeleint in meinem Zimmer - gekettet an diesen abartigen Metallstuhl - Zeit, auf einige Dinge einzugehen. Zum Beispiel eine Beobachtung, das Küssen als Begrüßung betreffend. Angeblich sind die Deutschen in diesem Punkt besonders empfindlich. Sie seien prüde, sagen ihnen andere Nationen nach. Ich seh' das jedenfalls so: Je näher man den Deutschen Grenzen kommt, desto förmlicher fallen die Begrüßungen aus. Gut, aber das muss nicht bedeuten, dass die Deutschen nun sonderlich kalt und beämtisch miteinander umgehen. Vielmehr liegt

es daran, dass ein Kuss dort eine gänzlich andere Bedeutung hat, als sagen wir in Ungarn oder Spanien. Genutzt als Geste des Willkommens, wie ein Handschlag, nichts weiter, keine Gunstbezeugung, kein Gefühl, das tiefer geht, als ein Schulterklopfen. In Deutschland dagegen oftmals sofort als sexuelle Handlung, als Tat mit weitreichender Konsequenz betrachtet. Der Kuss selbst, egal wie kalt ausgeführt, ist weit mehr, als nur ein Hallo unter Freunden. Er impliziert Machtverhältnisse und zeigt Beziehungen an, die innerhalb einer Gruppe jeweils nur zweien gelten. Also eine Vorrausnahme von Kampf, Eifersucht und misstrauischen Blicken für jeden der, „mein Mädchen küsst.“ Ich selbst küsse seit einiger Zeit nichts und niemanden. Nicht die Erde, auf der ich stehe, und auch nicht die Frau, die mich zu lieben glaubt. Ich sauge höchstens das Gift aus den Wunden, mit Beharrlichkeit und Konzentration und oft wird das hier mit leidenschaftlichen Küssen verwechselt. So geht das, sagt Kurt Vonnegurt. Dabei fällt mir eine absurde Geschichte ein, die ein Deutschlehrer zur Verdeutlichung „Was ist Kommunikation?“ anführte:

Als während des zweiten Weltkrieges eine Vielzahl amerikanischer Soldaten in England stationiert waren, veränderten sich die moralischen Vorstellungen der Amerikaner wie auch der Engländer von dem jeweils anderen Land. In Amerika hieß es bei den jungen Soldaten, dass die britischen Mädchen besonders leicht rumzukriegen seien, das allein sollte doch schon ausreichen, um einem einen zivilisierten Krieg in Europa schmackhaft zu machen. Eine Insel voll mit leichten Mädchen. Bei der englischen Bevölkerung wiederum herrschte die einhellige Meinung, dass diese jungen Amerikaner ihren Töchtern gegenüber alles andere als gentlemanhaftes auftreten. Daher warnte man jedes junge Mädchen davor, dass ein amerikanischer Soldat nichts als ein Hallodri sei, der sich hier in Great Britain die Hörner abstoßen wolle, der nichts anderes im Sinn hat, als Mädchen flachzulegen. Diese gegenseitige Vorstellung einer sexualmoralisch verwerflichen Gesellschaft rührte unter anderem aus einem Missverständnis kulturell unterschiedlicher Rendezvousverhaltensweisen. In England war es üblich, dass dem ersten Kuss eines Paares eine Reihe von Treffen vorangeht: Kino, Milchbar, und so weiter. Wenn es sich dann allerdings abzeichnete, dass es miteinander funktionieren könnte, und das Paar sich

küsste, folgte kurz darauf die begehrte Vollziehung des Geschlechtsaktes.

Bei dem klassisch amerikanischen Rendezvous wiederum, küsste man sich durchaus bereits am Ende des ersten Treffens, behielt sich aber alle weiteren Schritte vor, da es üblich war erst geraume Zeit später miteinander zu schlafen.

Bei der durch den Weltkrieg ausgelösten Konfrontation dieser beiden Verhaltensweisen stellte sich folgende Situation ein, welche im Nachhinein die unterschiedlichen Ansichten über amerikanische Soldaten und englische Mädchen formten.

Traf ein gutaussehender amerikanischer Soldat sich mit einem attraktiven Mädchen zum Tee, dann küsste er sie selbstverständlich bereits bei ihrem ersten Treffen. Das Mädchen erschrak, war vielleicht geschmeichelt und wusste im Innern, dass er nun, da er sie geküsst hatte mit ihr schlafen will. Sie zögerte und fühlte sich etwas unter Druck gesetzt, meinte aber, die außersprachlichen Gesten ihrer Kommunikation richtig gedeutet zu haben und ermunterte ihn, durch keinerlei Anzeichen von Zurückweisung, dazu bei nächster Gelegenheit mit ihr zu

schlafen. Der Amerikaner dachte „Wow, war die einfach rumzukriegen“, und erzählte es seinen Freunden. Das Mädchen dachte „Na der ging ja ganz schön ran. Diese Amerikaner verlieren da wohl keine Zeit“, und erzählte ihren Freundinnen davon. Und aus diesem kommunikativen Missverständnis heraus, bildeten sich zuerst Meinungen und aus diesen Meinungen dann tatsächliche Verhaltensweisen, denn zu Beginn waren beide Nationen natürlich grundanständig, zumindest was das Anbandeln an das andere Geschlecht anging. Man hielt sich einfach an die Regeln. Damit war es dann vorbei. Ich habe damals aus dieser Anekdote gelernt, jede Art vorschneller Zuwendung skeptisch zu betrachten.

Schwelgend ist einige Zeit verstrichen und die Geschäftigkeit auf dem Flur und in den Zimmern nimmt wieder zu. Die Ruhezeit ist vorüber. Nachher wollen sie wieder Flüssigkeit absaugen, um den Druck auf die Wirbel und das Rückenmark zu lindern. Das tun sie ständig. Anscheinend auch mit Erfolg. Seit heute Morgen ist es wieder möglich, Objekte zu greifen, festzuhalten und sogar bis zu meinem Mund zu führen. Es war so, ich wachte auf und ohne mir meiner Gebrechen im

geringsten bewusst zu sein, langte meine Hand nach einer Tasse mit Strohalm. Die stand auf dem niedrigen Nachttischchen neben dem Bett. Hydraulisch bewegte ich das hintere Ende des Bettes nach oben, so dass ich sitzen konnte. Und dann trank ich und als der ungesüßte Kräutertee in meinen Mund floss, da erkannte ich, was ich getan hatte, erkannte die Anstrengungen, die dazu notwendig waren, erkannte die Kraft, die von den erschlafften Muskeln bereitgestellt wurde. Ich erkannte mich und lies die Tasse auf dem Boden zu Scherben zerbersten. Dann drückte ich den Schwesternknopf neben der Bettsteuerung und wartete erschöpft auf ihr Eintreffen. Scherben, Scherben, ich schreibe es ein paar mal, um mir ein Bild von diesem Wort zu machen, um zu wissen wie es sich anfühlt, wenn es eingetippt wird. Scherben. Da gab es mal diese progressive Pre-Punkband. Oder auch „Cut it to pieces and mend it with glue.“ Mich haben sie auch erst zerstückelt und dann die Teile verschwinden lassen, die nicht notwendig sind, um aus den Schmerzen auch was zu lernen. Und dann haben sie mich künstlich am Leben erhalten, mich gezwungen, immer mehr aufzugeben: den Hass, die Liebe, das gute Essen und Fußball. Ich zerstückle weiter. Scherben. Ich trete in sie rein. Scherben. Ich schlitz mir damit die

Pulsadern auf. Und ich baue drauf auf. Christine musste damals ein Mosaik zusammensetzen für ihre Bewerbung an einer Kunsthochschule. Es war ein Versuch Prometheus an den Fels geschlagen abzubilden. Einen Adler, der seine Leber pickt und Augen die hoffnungslos den Schmerz verschlucken. Mir gefiel es, ich wollte es ins Schlafzimmer hängen. Ich sagte „Mach doch was anderes für die Schule.“ Sie aber brachte es trotz meines Lobes und meiner Bitten zur Post. Fragile. Zurück kam nur ein Brief und sie blieb in der Stadt und unser Schlafzimmer weiterhin kahl.

### 3. Szene

*Pawel ans Telefon. Andy in einen Türrahmen.*

Pawel: *(am Telefon, noch einen Bissen Ei im Mund)* Ja, hier Pawel, du musst kommen. Ja, Andy macht Ärger, der

haut die Bude kurz und klein. Schmerzen, sagt er, Schmerzen. Was weiß ich... mit seinen Beinen. Bring schon her, die Mittel aus dem kleinen Wandschrank und uns eine Flasche Wein aus dem Superladen. Er schreit entsetzlich deinen Namen, er gibt keine Ruhe. Wir können frühstücken und uns lieben, auf der Couch in dem Nebenraum, und er ruht sich dann aus, nach deiner Behandlung. Er wird nicht zu sich kommen. Nein. Ja. Ei und Kaffee. Gut, dann nimm dir deinen Umhang und achte auf den Wind beim Metzger, Vorsicht mit allem. Ich warte. Und Grüsse an den Herrn Doktor.

*Aus dem Off Annas Stimme.*

Anna: Arztpraxis Schiwosznie, Schwester Anna. Wieso? Warum? Aber, es ging doch besser. Es ging doch schon. Mit den Beinen, da muss ich erst sehen, was gebraucht wird, das muss der Doktor sich ansehen. Ich weiß nicht, ich hab' viel zu tun, leg ihn in die Badewanne, ich werde am Abend nach ihm sehen. Dann gib ihm Wodka und ein paar Preiselbeeren, ich hänge fest, ich bin ein

arbeitender Mensch. Ich bin eine Frau und du ein Händler und du handelst mit Trieben, er wird uns stören uns zerstören sogar. Was gibt es denn als Frühstück? Ich werde sehen, was sich machen lässt. Bis dann.

Pawel: *(legt auf und dreht sich gleichgültig zu Andy)* Das war 's.

Andy: Das war 's?

Pawel: Das war 's.

Andy: Was soll das heißen? Sprichst du nicht mit mir oder versteh' ich dich nicht mehr? Ist nun auch mit meinem letzten Ohr was faul? Du hast sie angerufen. Ich hab' es gesehen, fast gehört hab' ich es. Und nun will ich wissen, ob sie uns besucht und ob es nun noch Hoffnung geben kann für meine Beine und für unsere Seelen!

Pawel: Du übertreibst mal wieder, doch sei ganz unbesorgt. Die Anna, auf die ist Verlass, und wenn sie schon nicht deinetwegen diese Last auf sich nehmen will, dann doch für ein paar gute Eierbrote und frisch aufgebrühten Kaffee.

Andy: (*kratzt sich verschmitzt am Rücken*) Du weißt, sie liebt dich nicht.

Pawel: Und mit dir schläft sie nicht.

Andy: Mich braucht sie aber, ich bin ein Patient und ich glaube, du brauchst mich, damit sie dich besuchen kommt.

Pawel: Ich seh', ich seh', da dreht sich was in deinem Kopf. Da ist nicht alles tot, nicht tot, wie dort im Einmachglas. Ich zerschmeiß' es an der Wand, wenn du willst. Klaus, ich zerwerfe es an deinem Schädel. Und die Stückchen kehr' ich dann vom Boden auf die Kehrrechtsschaufel und unnachgiebig hau' ich 's auf den Müll.

Andy: Du sagst den falschen Namen zu mir, begibst dich auf und ab, schneidest dir die Haare auf korrekte Längen und wofür, wofür das alles?

Pawel: Fürs Frühstück.

Andy: Und für Frauen.

Pawel: Und für dich, du Hundesohn. Ich, und sag nicht nein, ja ich, und schau mich an, ich schleif' mich ab und

schließ' mich ein, hier in unserer Dreizimmerwohnung. Ich beschaff' das Geld. Und ich biete Anna alles, was sie will, dafür, dass sie dich versorgt mit den neuesten Erkenntnissen, neuesten Techniken, neuesten Mitteln und neuesten Medikamenten.

Andy: Du Opfer. Halleluja!

Pawel: Schön, dass du 's weißt. Schön, dass dir klar ist, was ich für dich bin. Verantwortlich! Bis auf die nackte Haut, bis auf den letzten Krümel Butterbrot.

Andy: Oh, du Heiliger!

Pawel: Bis ich ausgeblutet bin, ausgewrungen, bis ich wund bin. Und bis ich dich endlich in die Ecke stellen kann, zu den Spazierstöcken. Bis ich dann eine Stelle annehme, die mir zusagt und, die mir meine Zukunft

sichert. Und bis Anna mich liebt. Bis ich auf meinen Körper verzichten kann, um sie zu bekommen.

Andy: Okay, mein Bruder, einfach hast du es nicht. Und ich, ich leg' mich hin, ich leg' mich etwas hin. Schick Anna dann zu mir! Und wenn ich dir etwas raten sollte, dann die Götter nicht herauszufordern.

Pawel: Die Götter können mich mal! Du bist die Plage und ich bin das Licht. Und mehr nicht.

Andy: Red du nur, bis sie kommen dich abzuschleifen. Ja, red du nur! Du Geschwisterkind eines Hundesohns. Ich, der Schwanz, und du, der Kopf.

Pawel: Ha, wie einzigartig wahr.

*Andy ab.*

## 4. Kapitel

Seit einer Woche trinken wir nun jeden Abend zusammen. Tagsüber lerne ich surfen, lerne mit dem Brett umzugehen und nachts weise ich Korinna zurück. Wunderbar leicht macht sich das mit traurigem Blick und kulturphilosophischem Geplänkel. Wenn sie betrunken genug ist, rückt sie näher. Ist sie dann eine halbe Stunde später ganz zu, dann zieh' ich meine Show ab und lass sie schuldbewusst in ihrer - sie sexuell nicht zufrieden stellenden - Leere zurück. Sie sieht von Tag zu Tag hübscher aus und von Tag zu Tag schrumpft der abendliche Abstand, kaum dass Andreas ermüdet den Tisch verlassen hat. Ich weiß nicht, wie lang' ich mich noch vor der Versuchung schützen kann. Wie lang wird die Schwäche meines Körper als Begründung noch ausreichen? Wie lange noch die Psyche des Geschlechtstriebes müde sein? Wann werde ich aus der Eintönigkeit des Tages heraus anfangen, alte Gewohnheiten wieder aufzunehmen? Ich denke kritisch darüber nach, sie auf meinen Leinentüchern niederzulegen. Sie auszubreiten und ihr gleichsam hastig und behutsam ihre leichten nach Sonnenöl riechenden

Kleider durcheinander zu bringen. Ihr Detail für Detail ihres offensichtlich einfachen Körpers zu entlocken. Ich stelle es mir vor, als sei es ein Puzzelspiel das schon zusammengesetzt von mir wieder Teil für Teil aufgetrennt wird bis nur mehr Gruppen von Teilen vorhanden sind, die etwas zeigen. Die zulassen, dass nur noch auf sie geachtet wird, die sich in den Weg stellen, in den Blick des Mannes, der nicht herabsinken will, der nicht willens ist den Verstand aufzugeben für ein kurzweiliges Vergnügen, der - sich dessen bewusst - im selben Akt in die von ihm begehrte Frau eindringt und - sich fragend, was das soll - einen ihn erschöpfenden, Höhepunkt verlässt. Und mit der Distanz meiner Arme bringe ich sie durcheinander und löse sie auf, wie eine mathematische Gleichung. Lasse sie fühlen, was sie fühlen will, entkleide sie grob, wie eine Schaufensterpuppe. Und lasse sie - durchaus erregt - auf meinen weißen Leinentüchern neu entstehen. Ein nackter Mensch, der sich nichts vorzuwerfen hat. Eine Frau, die einen Körper haben darf, der mehr ist, als nur Brüste, Schoß und Mund.

Ich zucke zusammen - wie so oft in den letzten Tagen - und reib' mir die Augen. Dann werfe ich einen Blick auf den konzentrierten Andreas. Er schweigt und bewegt sich nicht und nur seine Pupillen verändern aus irgendeinem Grund ständig ihren Durchmesser. Da geht was ab. Im innern. Das frisch gewachste Brett steckt im Sand und wirft Schatten, einer Sonnenuhr gleich. Ich sehe ihn an und frag' mich, was ich mich schon oft gefragt hab': ob auch alle anderen Menschen soviel nachdenken, wie ich. Nicht an bestimmte Sachen, nein, einfach drauflos, hin und her. Seit einer Woche nun sitzen wir nah am Wasser und warten auf gute Wellen. Wir paddeln in die Brandungszone, surfen zurück, ich falle. Wir beobachten das Meer und ich übe das Gleiten, das Aufstehen, das Gleichgewichthalten. Der Verlust einer Ohrmuschel hinterlässt auch hier Spuren. Den Rest klebe ich ab, schmier' es ein und verberge „es“ unter einer Neoprenkappe. Er zeigt mir die Beinstellungen, erklärt mir die Strömung und fliegt elegant auf den Wellen davon, während ich nach ein, zwei Metern unweigerlich vom Brett gerissen werde, aber auch das bessert sich, das kann man sagen. Dann bricht das Wasser über mir zusammen und ich verliere vor Angst jedes Mal kurz das Bewusstsein - gefangen unter der Oberfläche, nicht zu

wissen wo oben oder unter ist, unfähig sich zu wehren, herumgerissen, herum geschleudert inmitten von nichts. Und dann ist die Welle über mich hinweg und ich sehe das Licht, treib nach oben und meine verkrampften Lungen füllen sich mit Sauerstoff, Stickstoff und dem Aroma von salzigem Wasser, heißem Sand und sonnenöglänzenden Frauen.

Am Strand ramm' ich mein Brett ebenfalls in den Sand und setz' mich in seinen Schatten. Dann lese ich: Zeitungen, Bücher alles was mir in die Hände fällt. Heute ein Spiderman Comic, dazu leichtes Bier und viel Zitronenwasser.

Und dann sagt Andreas: „Die würde ich gern mal poppen. Man Alter, hat die `nen geilen Körper.“ Dabei schaue ich auf und unsere Blicke treffen sich für Millisekunden. Ich betrachte begutachtend das angebliche Wunder Gottes, welches an uns vorbeischlendert, und dann wieder mein Spiderman Comic Heft. Interessiert mich nicht, denk' ich. Doch Andreas bleibt dabei: „Ist die heiß, der würd' ich gern mal was reinstecken.“ Ich leg' das Comic in den Sand und die Haut auf dem Rücken

spannt sich. „Na komm schon, hab' dich nicht so, wir sind schließlich Männer“, fast frage ich ihn nun nach seiner nächtlichen Unfähigkeit zur körperlichen Liebe. Frage warum er nicht mit Korinna schläft, wenn es ihn dazu drängt. Doch dann sagt er ganz überraschend „Also, jetzt hör mir mal zu“. Sein Lachen ist verschwunden und sein frisch rasiertes Gesicht hängt todernst in der Sonne. „Warum soll ich es nicht mit anderen Frauen treiben? Sie versucht's doch auch schon seit `ner Woche bei dir.“ Er wird wütend und seine Stirn verdunkelt sich. „Diese Schlampe“. Ich reagiere gar nicht. Ich weiß, dass er sich gekränkt fühlt und genauso, dass er mir nichts vorwerfen kann. Ich bin ein Freund, denkt er. Ich halte mich zurück. Mehr sagt er nicht, blickt weg und will weinen. „Mach es nicht“ sagt er und presst seine Fingernägel in eine Mineralwasserflasche. Ich kratze mir den Rücken und überlege, ob ich heut Nacht mit Korinna schlafe. Diese Überlegung erscheint so leicht in meinem Bewusstsein, dass es mir für einen Moment vorkommt, als wäre dies ganz allein meine Entscheidung. Und sage ich „Warum nicht“ dazu, schon wäre es eine beschlossene Sache. Ich und sie, ohne Abstand. Dann - rettend - stößt es mich zurück, ja ab. Und es bleibt eine Sekunde im Zwischenraum der Minuten um zu fragen: „Wozu

werde ich?“ Das natürlich muss ich nicht fragen. Ich wische es davon. Und in dieser Sekunde wird mir klar, ich muss die beiden loswerden, muss zurückkehren in die Zeit der Sprachlosigkeit. Die Beiden müssen verschwinden. Ohne Spuren zu hinterlassen. Eventuell Mord oder besser: ich setze meinen passiven Körper ein, um sie aufeinander zu und von mir weg zu treiben. Was ich höre sind die Wellen und was ich davon weiß, das ist mein Untergang, der herüberschallt. Und so, wie Eisberge Schiffe zertrümmern, so zertrümmere ich das Gefäß, in dem ich lebe. Ich hau’ dagegen bis es Risse bekommt, bis es beginnt auszulaufen, bis es splittert. Ich sollte also mit ihr schlafen, das ist es, was ich vorgeschlagen bekomme. Ich fühle bei diesem Gedanken keine Lust und keinen Antrieb. Sprachlos schüttle ich ein paar tote Haare von meinem Kopf, stelle mir ihre Brüste vor, ihren Geschmack, ihre Zielstrebigkeit. Ich hebe meine Hände, um mich zu verteidigen und sie fallen hinein. Dann hebe ich meinen Kopf, um Unmut mit Hilfe des Blickes auszudrücken und ihr Mund trifft auf meinen. Ich wickle mich aus und plane schon die Flucht für den nächsten Morgen. Doch vor alledem geh’ ich mit Andreas noch etwas surfen, wir trinken Bier dazwischen, der Wind wird stärker und die Wellen rollen nun groß heran. Wir haben

Glück mit ihnen bis in die Dämmerung. Dann verschwinden die Beiden in ihrem Zimmer und ich sitz' an der Bar, versuche eine Postkarte an Christine zu schreiben, was mich zwingt, nach dieser stummen Zeit wieder meinen Verstand einzusetzen. Etwas heruntergekommen ist er, das gebe ich zu, dafür aber kommt mir mein Körper ganz hübsch verbessert vor. Der Kellner bringt mir noch ein Bier, ohne dass ich es Bestellt habe und bevor ich davon trinke, bevor ich beginne zu schreiben, öffne ich den obersten Knopf meines grünen Strandhemdes (Hawaii). Also, weiter.

Um etwas für den Anfang zu finden, rufe ich mir ihr Bild in den Kopf und schmecke Vanillejoghurt aus ihrem Bauchnabel. Ihre Hand reibt meine Wunden ein. Ein Jahr davor sprachen wir über Kinder, danach dann gar nicht mehr. Ich schreibe: „Hallo, die Tage an denen ich an dich denke, nehmen wieder zu. Tagsüber ist es sehr warm, ich bin dort, wo ich hingelangen wollte. Ich schwimme viel, rede auch wieder mit Fremden. Doch alles spitzt sich auch hier zu, ich werde wieder verschwinden müssen. Wieder los müssen.“ Ich lege den Stift ab, lehn' mich zurück und trinke hastig mehrere Schluck aus der

Flasche, den Rest gieß' ich in ein Glas. Dann sticht mein Ohr so schrecklich, dass ich kurz unkontrolliert aufschreien muss und es mit beiden Händen umklammere. Als wolle ich den Schmerz wieder in mich pressen, ihn zerquetschen. Der Kellner kommt herbei gelaufen und ich bitte um etwas Eis in einem Handtuch. Er bringt mir eine Gelkompressen, die er immer ganz unten im Eisschrank liegen hat. Ich presse sie an mein Ohr, bestelle Tequila und deute, dass alles wieder in Ordnung ist. Das einsetzende Jucken kann ich unterdrücken indem ich kräftig mit den Zähnen aufeinander reibe. Dann schreibe ich weiter: „Aber ich werde auch wieder zurückkehren. Ich werde mit Blumen vor deiner Tür stehen. Ich bin bald soweit. Bitte sag auch meinen Eltern Bescheid. Bis dann. K.“

Mein Rücken ist leise geworden, draußen ist es dunkel und drinnen hat es nur den Anschein, dass es hell ist. Die Karte stopfe ich in mein Hemd und bestell' noch ein Bier, nein, ohne Glas, Flasche, ja Flasche. Eine Hand schließt sich um den Hals und eine Person mittleren Alters verlässt die Bar des Hotels - eines Hotels, in dem gerade vier Paare miteinander schlafen davon ist eines

verheiratet und zwei der acht Personen sind fähig, zu lieben. Ich denke „Quatsch“, und gehe in Richtung Bucht. In die dritte Person verfall ich nur aus Gewohnheit. Eine Gewohnheit, die sich innerhalb von sechs Sekunden in mir manifestiert hat. Nach dem Aufprall sofort bewusstlos, dann sechs Sekunden Wahrnehmung, Quetschungen, Blut und kochende Haut. Abgelegt brennend ein Wrack. Und drinnen auch ein Wrack, das noch spürt und zusieht, wie alles rot wird und dann schwarz. Was kann man als Körper dann unternehmen? Scheiße man, überleg nicht so lange, nichts ist die Antwort. Sechs Sekunden als dritte Person, das ist die Antwort. Abschalten und träumen. Also aus Gewohnheit. Und wieder da. Andreas und Korinna kann ich durch die Fenster der Bar erkennen. Überrascht, sich umschauend setzen sie sich an unseren Tisch. Korinna sieht nicht aus, als wäre sie vor kurzem nackt gewesen und auch Andreas wirkt zu männlich, als dass er sich hätte hingeben können. Im Dunkeln hier bin ich sicher, für eine Weile. Mein Ohr achtet auf die Wellen, die nun ohne Tageslicht lauter und gewaltiger nach Aufmerksamkeit verlangen. Ich liebe das Meer. Wie es sich aufdrängt und dennoch sanft neben allem anderen herströmt. Mehr nicht.

Eine Gruppe Jugendlicher am Strand. Das Licht des Feuers, reflektiert durch das Wasser, bildet sich ab in den Augenpaaren der im Kreis Sitzenden. Ich höre Gitarren und sehe die dunkelrote Glut. Ich rieche das Glück jedes Einzelnen. Ich gehe näher und seh' sie unschuldig an. Spüre die Sehnsüchte, die hier versammelt sind. Nehme ihn fast wahr, den Kampf und die Suche nach Nähe und Vereinigung. Wer träumt nicht davon, mit einem der Mädchen zu verschwinden, die Nacht allein mit ihr am Strand zu verbringen. Und welches Mädchen begutachtet nicht den einen oder anderen Körper. Alles im Kopf, alles für später, alles unbedeutend aus der Ferne. Dann als ich zu ihnen trete spielt einer „Hey Jude.“ Mein Herz wird weich und ein anderer rückt zur Seite, so kann ich mich mit in den Schein des Feuers setzen. Sie reden englisch. Ich verstehe einiges, obwohl mir das nicht wichtig ist. Bald ist mein Bier leer und schon halte ich eine Flasche Tequila in der Hand. Ich geb' sie nicht weiter und ein Mädchen in einem gelben Bikini fragt, was ich so mache, da ich nicht wie ein Urlauber aussehe. Ich nehme ihre Worte als ernsthaft auf und danke ihr für

diese Einschätzung. Ich sage: „Ich schaue den Wellen zu und versuche zu Surfen.“ Dann starrt sie mein zertrümmertes Ohr an. Ich sage: „Eine Tat Gottes.“ Alle singen laut auf. Die Brandung rauscht. Ich starre in das Feuer bis meine Augen schmerzen. Wenn ich den Kopf zur Seite drehe, dann flackert die Welt, wie die Flammen. Gesichter, Wasser, Himmel und Sterne. Dann versperrt etwas meine Sicht auf die brennenden Holzscheite. Ich bemerke es nur ganz langsam, mein Bewusstsein befindet sich tief versteckt, im Sand vergraben. Es schläft und rafft sich nur ungern auf. Mit etwas optischer Anstrengung bilden sich drei Zweige, die das Licht des Feuers zu Silhouetten wandelt. Sie laufen zusammen in einer Fläche, die sich vor dem Feuer hin und her bewegt. Rhythmisch zu dem Song „Just like a Woman“ von Bob Dylan. Dann ziehe ich die Netzhaut zusammen und mein Blick wird schärfer. Benommen folge ich der linken Hand mit den drei verbliebenen Fingern. Ich ziehe einen Pfad entlang. Ich begegne Schulter, Brustansatz, Schulter, Hals, Mund, Augen und muss dann wohl etwas sagen. Dann sagt sie: „Eine Tat aus Unzufriedenheit. Aus Unzufriedenheit müssen wir das Leben verlassen, das wir normalerweise führen, also das Notwendigste in einen Koffer gestopft und geflohen. Den Spaß und das

Vergnügen gesucht. Ich meine, ein paar Wochen raus und Urlaub. Ich saß dann, unzufrieden mit meinen Snowboard Fortschritten, auf der Piste, alles tat weh von den Stürzen und meine Freunde hatten Spaß und lachten, da wollte ich nicht mehr. Ich saß da und rechts und links von mir flogen Skifahrer vorbei. Ich hatte keine Angst. Ich dachte, die wissen schon was sie tun. Fünf Meter hinter mir verlor ein Snowboarder sein Gleichgewicht, das Brett verkanntet quer zur Piste, er überschlägt sich, sein Arsch landete etwa einen Meter neben mir. Die Kante der Brettes aber knallt genau auf meine Hand. Ja, und nun nennen sie mich: Die Drei-Finger-Jenni. Ja, Unzufriedenheit, wäre ich zu Hause geblieben, hätte ein Buch gelesen und meiner Mutter beim Abwasch geholfen, dann könnte ich noch bis zehn zählen.“

Ich hörte und in ihren Augen drang ich immer tiefer, so wie der Tequila in mir. Ein Junge küsst sie dann auf die Wange. Sie verzieht ihr Gesicht und schiebt ihn mit einer Hand von sich weg. Dann aber besinnt sie sich anscheinend und berührt kurz und beschwichtigend seine Lippen mit ihrem zigarettenrauen Mund. Da alle zufrieden sind, wendet sie sich wieder mir zu. In dem

Moment, in dem sie geküsst wurde, da denke ich an nichts. Keine Person, die da wäre, die sich in meinen Erwägungen breit macht. Kein Insekt, das sich unter meiner Haut ein Nest baut. Kein Parasit, der durch meine Augen schwimmt und freundlich jeden anlächelt, der mir gegenüber tritt. In dem Moment, in dem sie ihn küsst, da denke ich nur an Verluste. Nicht an sie, nicht an das Geld, nicht an Andreas und Korinna. Ich denke an mich und die Teile, die ich davon schon abschreiben kann. Denn was ist, wenn die Seele und der Mensch, ja die Persönlichkeit, gleichmäßig im gesamten Körper verteilt ist und hackst du ein Stück ab, dann bist du nicht mehr ganz. Dann bist du ein Untoter dessen wichtigste Aufgabe darin besteht, herauszufinden, welchen Teil des Menschseins er sich abgehackt hat. Ist es die Güte, ist es die Härte, ist es die Fähigkeit, zu lieben (seinen Schwanz hoch zu kriegen?) oder gar die Sterblichkeit? Ein potenter Bursche, das muss ein ganzer Kerl sein. So sicher wie das Ahmen in der Kirche. Ich versuche schleunigst meinen Blick auf die Sterne zu richten. Die Salzhaltige Luft beschlägt meine Brillengläser. Ich erkenne Nichts. Der Alkohol lässt alles verschwimmen. Die Gitarre hört irgendwann auf zu spielen. Die Stimmen verstummen. Was bleibt ist das heranrollen der Wellen.

Ein morgendlicher Dunst liegt über der Bucht. Alle Geräusche schallen weit hallend umher. Der Himmel ist noch verhangen und wirft sie zurück. Weißgrau. Mit grauen Schlieren. Kontraste, die sich wie Packeis übereinander schieben. Also betrachte den Himmel, er ist spröde heut morgen. Er wirkt, als würde er splintern, steigt die Spannung nur weiter. In diesem Augenblick brechen einige Knochen in Andreas Körper.

Später wache ich auf, eine alte nach rauch stinkende Decke über mir und ein Krankenwagen neben mir. Dienstbeflissen werde ich aufgefordert, mich zu erheben, um die Rettung nicht zu behindern. Das Feuer ist erloschen und von dem Kreis ist nichts geblieben, bis auf mich und eine leere Tequillaflasche. Andreas? Wird es wohl überleben. Sie umschließen seinen Hals mit einer olivgrünen Halskrause und heben ihn dann auf eine Bahre. Ich bin mir sicher, dass er es ist, obwohl sein Gesicht seltsam verschoben wirkt. Und das ist das Erste, was ich an diesem Morgen wahrnehme. Dann tragen sie ihn weg, zu dem etwas entfernt auf Verletzte wartenden Notwagen. Sie schieben ihn rein und hauen die Türen zu. Krach. Der Dunst zerreißt. Die Sanitäter teilen sich auf,

einer nach vorn in die Fahrerkabine, einer nach hinten zu dem Opfer. Der Krankenwagen verschwindet in der Weite. Später verschwinden die Schaulustigen der frühen Stunde und Ruhe breitet sich wieder über der Bucht aus. Andreas bringen sie ins Krankenhaus. Am Morgen hatte ihn eine Welle auf einen Fels geschleudert. Mit aufgeschlagenem Kopf und gebrochenem Schlüsselbein haben ihn zwei Jogger bewusstlos aus dem Wasser gezogen. Ich erschrecke, als ich bemerke, dass ich keine hundert Meter daneben geschlafen habe. Ich hätte ihn nicht retten können. Mit flauem Magen und Sand im Haar schüttele ich nun mein Hawaiihemd aus und will zurück zum Hotel. Eine Dusche, das Ohr säubern, etwas Frühstück und dann herausfinden, wie es um Andreas steht. Er ist ein anständiger Kerl, der nur versucht, sich Probleme vom Hals zu halten. Vielleicht weiß Korinna schon mehr, wenn ich im Hotel eintreffe. Vielleicht dreht sie durch. Ich glaube, sie ist jemand, der bei Problemen nur diesen Weg gehen kann. Durchdrehen und nichts akzeptieren, ob es nun gut oder schlecht vom Himmel bricht. Das ist das Ende des gemeinsamen Urlaubs.

Ihr Sommerkleid flattert nicht mehr im Wind, es hängt herab, wie die undenkbbare Großzügigkeit Gottes. Ihre Lippen sind trocken, das Haar erschüttert und durcheinander. Kurz zuvor klopft meine Hand an ihre Zimmertür, sie öffnet verschlafen und blickt mir in einem konservativen Nachthemd in die Augen. Dann wird sie wach und beginnt zu lachen. Ich will ihr sagen, das Andreas einen Unfall hatte, dass sie ihn ins Krankenhaus gebracht haben, doch sie meint, ich sei gekommen um mit ihr zusammen zu sein, um in der Zeit, die Andreas am Morgen immer am Strand verbringt, mit ihr das Bett zu teilen. Nun endlich nach zwei Wochen der Einsamkeit und des Hoffens, da steh' ich da im Türrahmen, ihr verfallen und bereit, die Untiefen moralischen Empfindens auszuloten. Sie glaubt, ich werde sie nun packen, auf das Hotelbett werfen, ihr hemmungslos das hässliche Nachthemd von der Haut reißen und ohne viele Worte in sie eindringen. Und sie glaubt, sie würde sich mir mit Freude hingeben, um sich zu spüren und sich ihrem Hass hinzugeben, der dunklen Seite. Sie glaubt, das würde ihr wieder Persönlichkeit geben, Attraktivität geben, die sie im Kampf um Andreas und für ihre Wünsche einsetzen könnte. Sie weiß, dass er sie niemals verlassen wird, eher wird er lernen, was es heißt sie zu

besitzen, lernen, was sie wert ist und begreifen, dass es seine Aufgabe ist, ihr alles zu geben, was sie braucht, um glücklich zu sein, dass er nur selbst glücklich werden kann, wenn er sich ihr zu Füßen wirft.

Sie packt meine Hand, zieht mich in das Zimmer und beginnt, mich zu küssen. Ich sage nichts und meine Arme hängen an mir herunter. Die Vorhänge sind noch geschlossen, die Luft im Zimmer abgestanden. Der ganze Raum riecht nach ihr, riecht, als hätte ein Mensch eine friedliche Nacht darin verbracht und ich merke, wie ich schwach werde, wie ich müde werde und mich niederlegen möchte, die Augen schließen und mich unter der Bettdecke verstecken, bis alles ganz gut geworden ist, bis ich erwachsen bin und alles tun kann, was die Erwachsenen tun. Es sendet die Kindheit ohnmächtige Schauer zu uns in diesen Raum und so trete ich in das samtige Licht, das direkt in ihrem unordentlichen Bett zu entstehen scheint. Die Tür ist geschlossen und Andreas davon gespült - die Gelegenheit, um umgestört zu ficken. Was soll man sonst dazu sagen. Das Bett - sowieso noch nicht gemacht. Und sie - kaum etwas an. Dann stoppen ihre Küsse und sie tritt etwas zurück, sieht mich komisch an und versucht, umständlich ihr Nachthemd

auszuziehen. Sie dreht sich weg und streift es über ihren Kopf. Ich sehe ihre dunklen Beine, ihren weißen Po, ihren gebräunten Rücken, ihren Hals und ich kann die Ansetze ihrer Brüste erkennen, die sich seitlich abzeichnen, als seien sie eine Provokation auf die Unvollkommenheit aller Männer. Sie ist schön - das muss man sagen. Das Bettlaken hat Abdrücke auf ihrem Rücken hinterlassen. Rillen, die sich nun ganz langsam wieder mit Blut füllen und alles an ihr glätten. Ich sehe sie, wie einen frisch geschlüpften Schmetterling, der als erstes in seinem neuen Leben Flüssigkeit in seine Flügel pumpen muss. Erst dann, wenn die Sonne ihn aufgewärmt hat und die feinen Flügel fest und trocken sind, erst dann kann er die Ebene aufgeben, uns hier unten zurücklassen und in den Raum eintauchen. Sie lässt das Nachthemd fallen. In diesem Moment bin ich endlich bereit. Ich betrachte sie, wie sie sich mir entgedreht, wie sich mir jeder geheime Teil ihres alternden Körpers offenbart. Die ganze Szene einem lasziven Drehbuch entsprungen. Ich sehe ihre Brüste und will sie berühren, will sie schmecken, seh' ihren Mund, der nun, da ihr ganzer Körper zusammen ein Bild ergibt, viel wichtiger geworden ist - ein unverzichtbarer Teil der Erotik. Brennend genau angeheftet an ihr und gerichtet auf mich.

Ich folge dem Schwung ihrer Seele, betrachte ihre aneinander liegenden Beine, den Kontrast ihres Beckens zu ihren verwinkelten Füßen. Dann bemerke ich, dass sie sich auf mich zubewegt, dass ich ihre Brustwarzen durch mein Haweiihemd spüren kann, dass ich ihre Hände spüre, die während ihrer zurückgekehrten Küsse mein Gesicht umfassen. Und ich merke, wie ich nichts weiter will, als mich an sie zu pressen, mich in sie zu pressen bis mein Gesicht in ihrem versunken ist, bis meine Beine, mein Bauch und mein Schwanz in sie eingetaucht sind, bis nichts mehr da ist, das ich an mich ziehen kann, bis alles eins ist. Gewonnen! Das Spiel endgültig entschieden. Wie? Unentschieden! Ich greife ihre Hände und schiebe ihren Körper etwas von mir, um die Erregung einzuschränken, um mich einzukriegen. Ich halte ihre nackten Schultern, sehe sie an und bemerke meine Erektion, die allem die nötige Ernsthaftigkeit nimmt. Ich überlege, ob ich sie wieder an mich ziehen soll, um zu verstecken, was sie ja herausgefordert hat. Aber, was spielt das schon für eine Rolle, sage ich mir und blicke ein letztes Mal an ihr herab, schüttele den Kopf über meine Unfähigkeit und berichte ihr, weshalb ich an ihre Tür klopfte. Sie sieht mich an, fast denke ich, sie versucht logisch die Situation zu bewerten, dann schlägt sie mir ins

Gesicht, schreit etwas davon, dass ich ein mieser Arsch sei, zieht sich hektisch Unterwäsche, Jeans und Oberteil an und läuft weinend aus dem Zimmer. Ich weiß nicht, worüber sie ihre Tränen vergoss, ob über das Schicksal, von Andreas oder darüber, dass sie es nicht geschafft hat, mit mir zu schlafen. Ich höre die Tür ins Schloss fallen, zieh' mich aus und lege mich in ihr Bett. Ich atme tief ein und greife die noch warme Bettdecke, um sie über mir auszubreiten. Ich schließe wieder die Augen und frag' mich, warum ich nicht mit ihr schlief. Jetzt ärgere ich mich. Ich ärgere mich so, als hätte ich einen Fehler begangen, als wäre das Gute das Falsche und die Schönheit nichts wert. Missgelaunt sieht mein Gesicht aus, ich ziehe die Stirn zerklüftet nach oben und ein Büschel ungeschnittener Haare reicht bis knapp an die Augenbrauen heran. Als mein Mund sich bewegt, sage ich laut und aufgebracht „Verdammt.“ Ich sage es zweimal, obschon es niemand hören kann, ich sage es dreimal und nichts ändert sich dabei, nur ich bin wieder ich und da ich „Verdammt“ sagte und ich mich so akustisch bemerke, da fühle ich mich gleich wie ein anderer, oder besser, wie früher. Ich bin, was ich bin. Und ich kann sprechen, fluchen und untergehen. Ich kann auch witzig sein und ich kann mich für einsame

Frauen begeistern. Die Decke liegt nun über mir und nicht, wie in einem Grab komm ich mir vor, nicht verlassen und abgeschrieben, sondern wie herbei gebeten und eingeladen in die warme Welt des Genusses. Eingehüllt in eine Welt, die nicht größer zu sein braucht und einem Mann trotz allem nichts vorenthält. Weise komm ich mir vor und unendlich jung und dann schlafe ich mit allen Köpfen zugleich sehr zufrieden ein. Kreischend weckt mich die Putzfrau.

Der Reisewecker - von dem vor allem Andreas gebrauch machte - auf dem Nachttischchen. Er zeigt es kurz vor Mittag. Mit den immer gleichen Sachen gehe ich nach unten. Korinna ist zurück, ich treffe sie in der Lobby, sie ist ganz anders. Mit einer frechen Nettigkeit tritt sie gleichgültig auf mich zu, sagt, dass es Andreas soweit gut gehe, dass sie seinen Kopf mit sechs Stichen nähen mussten. Sie sagt, dass sie nun packen geht, dann die Nacht bei ihm im Hospital verbringt und hofft, am Morgen dann mit ihm zurück in Richtung Deutschland fahren zu können. Ich lade sie ein und wir essen zusammen etwas zum Mittag, bei mir ist es das erste Mahl des Tages. Wir sagen nichts, wie an dem Abend, an

dem wir drei uns das erste mal begegneten. Ich bezahle, sie verschwindet. Später sehe ich sie noch einmal, als sie versucht, Koffer und Surfbrett in ihrem Kombi zu verstauen. Ohne besondere Lust helfe ich dabei. Alles passt hinein und nun stehen wir dumm an der offenen Kofferraumklappe. Aufgehalten, fast so, als hätten wir uns noch was zu sagen. Ich sage nichts - natürlich - und sie sagt „Ja also dann.“ Ich schau’ in ihren Ausschnitt. Anstatt eines BHs trägt sie ein blaues Bikinioberteil. Seltsam, wie normal alles wirkt. Ich begreife nicht, was ich anderes tun sollte. Ich finde es normal, dass ich zwei Füße hab’ und dort, wo sie sind, will auch ich sein. In diesem Moment wird es sehr schattig, die Temperatur sinkt um 8,3 Grad Celsius und Wind kommt auf. In diesem Moment beginnt der Herbst. Die Surfer sind begeistert, größere Wellen, weniger Badegäste, echter Sport. Sie reibt sich mit verschränkten Armen die Schultern. Das lässt ihre Brüste nach vorn treten. Ich schaue weg und einem Surfer hinterher, der den Weg zum Strand hinunter hastet. Sie greift in eine Reisetasche, zieht eine beigefarbenen Strickjacke hervor und streift sie über. Mein Blick kehrt zurück zu ihr und ich reiche ihr meine Hand zum Abschied. Die Kofferraumklappe fällt mit einem Knall zu und sie mir um den Hals. Ich sage

„Bis irgendwann“, presse meine Lippen aus Menschlichkeit kurz auf ihr Haar und geh' dann dem Surfer hinterher. Sie setzt sich ins Auto, startet den Motor und fährt davon. Ich glaub nicht, dass sie geweint hat. Am Strand sehe ich dann, wie die Wellen Begeisterung auslösen und bemerke dann, - mit den Bremslichtern Korinnas Wagens im Kopf - dass auch mir das Salzwasser hier nicht mehr lange schmecken wird.

An einem etwas trüben Tag, an dem ich mich erst nachmittags vor die Tür meines Zimmers begeben, begegne ich nach Weißbrot und Marmelade dem Mädchen vom Feuerkreis. Ihr Haar trägt sie offen, ansonsten ist ihr Körper sorgsam bedeckt. Nüchtern stelle ich mich ihr in den Weg, so dass sie mich bemerken muss. Sofort erkennt sie mich. Ohne eine Spur von Überraschung, ohne eine kurze Unsicherheit. Ihre Augen bleiben still und ungerührt. Ich frag' mich, ob sie mich wirklich wahrgenommen hat als den Mann, mit dem sie sich am Strand unterhielt. Dann bekomme ich Angst vor ihr, dann werde ich unsicher und will mich wegrehen, will weggehen. Und irgendwie zwinkert sie augenblicklich, um zu sagen: „Du hast versucht mich zu

küssen. Ich hab' dich abgewehrt, du bist in den Sand gefallen und eingeschlafen.“ Dann dreht sie sich dem Schaufenster einer Fleischerei zu und zieht sich ihre Lippen nach. Sie sagt: „Macht aber nichts“ und lädt mich auf einen Kaffee ein. Ich bestell' einen doppelten da man hier sonst nur einen Espresso bekommt oder eben einen Espresso mit einem halben Liter Milch. Kurz überlege ich, nach Dänemark weiterzureisen, dort gibt es an jedem Imbissstand Kaffee umsonst. Ich sollte mehr darüber lesen, Kultur und Kaffee. Ich weiß, dass man in Norwegen den Kaffee direkt mit Wasser aufkocht und, dass dort überdurchschnittlich oft Magenkrebserkrankungen auftreten. Wir trinken diesen Espresso aus und sehen uns danach nie wieder, das ist das Los, das einen befällt, halt man sich in hübschen Gegenden auf. Jeder ist ein Besucher, jeder ist auf dem Weg. Ich trinke den Kaffee mit viel Zucker, soviel Zucker, dass er so süß schmeckt und so bitter in einem, dass ich sofort zwei Gläser Wasser nachkippe. Ich weiß nicht, worüber wir reden. Weiß nur, dass es mir nichts bedeutet hat, dass ich sie nicht bemerkt habe. Dass mir schon klar ist, dass ich mit einem Menschen zusammen sitze und mit ihm Kaffee trinke, nur kann ich nichts spüren an ihr, ihr abgetrennter Finger wirkt am Tag nur

hässlich und dumm und ihre Geschichten halten sich innerhalb von Grenzen auf, die ich schon illegal und ohne gültiges Reisedokument überschritten hab'. Ich sehe sie an und weiß, dass es meine Schuld ist, wenn sich an diesem Tisch niemand willkommen fühlt. Betroffen rühre ich Zucker unter und sie schüttelt aufrichtig ihr schwarzes Haar. Wir trennen uns mit einem Lächeln. Ich benutze anschließend die Toilette und als ich wieder in den Gastraum trete sind wir beide verschwunden.

Ein paar Tage später lohnt es sich nicht mehr bei Sonne den Schatten zu suchen. Eigenartiger weise beginne ich plötzlich tonnenweise Eis zu essen. Will ich über einen Verlust nun andere Bedürfnisse vertiefen? Am liebsten würde ich all die Möglichkeiten, die so ein Körper bietet, einmal ausprobieren wollen. Einmal fett sein, einmal kurz vor dem Hungertod, einmal ein Hochleistungsathlet, einmal ein Programmierer, einmal attraktiv sein, einmal hässlich die Zurückweisungen spüren, einmal an Atemnot leiden und einmal hyperventilieren. Ich will es sehen, wie es sich anfühlt stark und groß zu sein, wie es sich anfühlt zertreten zu werden. Und einmal will ich Leben ohne Sinne. Frei von all den wechselhaften

Informationsgehalten, die die Menschen herumscheuchen und die ihnen keine Ruhe lassen. Einmal leben in einer schwarzen Blase aus Teer. Dann öffnest du den Mund und deine Lungen füllen sich, die Venen und Arterien füllen sich und deine Eigenfrequenz nähert sich von Schluck zu Schluck der des Teeres an. Wunderbar, denk ich. Und dann denk ich, eines aber will ich für immer und zwar: anständig behandelt werden. Respekt. „Don't treat me bad“ sollte auf meinen Schwanz tätowiert werden. Oder besser, das sollte auf meinen Grabstein. Und dann kommt mir der absurde Gedanke, dass mein Grabstein die Form eines Phallus haben wird. Ich schüttle den Kopf über meinen Kopf und schiebe das auf die Überdosis Eis. In den letzten Tagen - seit die Beiden weg sind - da hab' ich sicher über den Tag jeweils einen Liter verspeist. Und nun spüre ich es, ich spüre, wie sich mit jedem Löffel eine Assel unter einen Zehennagel schiebt. Ganz links außen beginnend. Nach Zehn Löffeln mit Pistazie stoppe ich alles und gehe wieder schlafen. Am nächsten Tag suche ich einen Buchladen auf und bestelle mir „der schwarze Obelisk“ von Erich Maria Remarque. Das tue ich, weil in meinen schwach gesäten Träumen dieser Nacht ein riesiger Grabsteinschwanz präsent war. Ich kann mich erinnern, dass die Hitze

unerträglich war und ich gerade einen Berg bestiegen hatte um auf einen Friedhof zu gelangen. Und dann diese Hitze, also setzte ich mich in den Schatten des Riesenpenis um ein wenig Milcheis zu essen, um mich abzukühlen. Der Aufstieg hatte meine Kräfte erlöschen lassen. Nur, dann begann die Sonne sich immer schneller zu drehen und ich musste, um im Schatten bleiben zu können, immer um den Granitschwanz herumrennen, immer schneller. Bis mir die Eispackung aus der Hand fiel. Im Dunkeln wachte ich dann stark schwitzend auf, öffnete mir ein Bier und aß ein Brot dazu. Dabei beschloss ich, diesen metaphorischen Damon mit diesem Buch, das ich einmal las, zu kastrieren. Feuer mit Feuer, wie man sagt. Dabei will ich einzigst gut behandelt werden, von Menschen und Behörden. Immer wieder. Als ich den Buchladen nach erfolgreicher Bestellung verlasse, geht es mir besser und ich knöpfe mein Hemd auf, um den Wind mit meiner Körperbeharrung spielen zu lassen. Ich hab's ganz gut erwischt, obwohl es mich auch ganz gut erwischt hat und mein Handrücken streicht über die vernarbten Passagen des Rückens, meines Rückens.

Später am selbem Tag in einem unbeschäftigten Moment schiebt sich dann doch noch einmal der Rest des nächtlichen Traums in den Vordergrund. So ist das bei Träumen, zuerst verschwinden die Bilder, dann die Geräusche, mit ihnen die klare Erinnerung an sie, nur die Gefühle bleiben und niemand weiß verdammt noch mal, wohin mit ihnen. Abstürzen, tief, keine Luft, Furcht, Dunkelheit, Verlust. Warum? Es ist verloren, das Warum. Und so sitze ich da, schwitze, und das mehr als gewöhnlich in dieser Mittagshitze. Nicht zum aushalten und ganz verwundert halte ich einen fremden Satz zwischen meinen Fingern. Gefallen aus einer offenen Fraktur am Schädel. Er drängt sich auf, so dass ich ihn lesen muss. Er lautet: „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer“ und ich sage verdammt richtig. Mein Gedächtnis hält mir das dazugehörige Bild in den Kopf, eine Radierung Goyas. Und kaum, dass ich es sehe, bedrängen mich Scharen dunklen Geflügels. Wo ist nur diese verdammte Fliegenklatsche, denke ich und springe auf, einem Springteufel gleich. Dadurch angeregt diesen Müßiggang zu beenden, trifft sich die Entscheidung, beleidigt in das nahe Museo de Bellas Artes zu gehen um sich diesen Francisco José vorzuknöpfen.

Als ich „der schwarze Obelisk“ ausgelesen hatte, war ich wieder einmal fünf Kilo schwerer und der Herbst schon so weit fortgeschritten, dass ich meinen Körper am Strand nicht mehr zu zeigen brauchte. Deshalb kaufte ich mir einen Schwarzen Rollkragenpullover, eine braune Cordjeans und Tabak, um mir Zigaretten drehen zu können, die ich nicht selbst rauchte - nicht mehr seit dem Unfall. Diese Sachen hab' ich angezogen und der Tabak ist in die Seitentasche der Hose gesteckt worden. Den Rest meiner Sachen aus dem Hotelzimmer habe ich so gut es eben geht in einen großen Wanderrucksack gestopft, es war ohnehin nicht viel. Die sich angesammelten Spidermanhefte schenkte ich dem Jungen des Hotelbesitzers und die Bücher packte ich zusammen mit der Bibel in den Bettkasten. Ich zahle und stelle mich an eine Strasse. Und nun schwitze ich schon wieder - der Pullover ist viel zu dick, genau wie ich. Ich bin schwer geworden, denke ich. Ich muss wieder aufs Brett. Da ich mal von Andorra gehört hab', sag' ich mir, das wäre ein guter Ort, um den Winter zu überstehen. In den Pyrenäen liegt sicher schon Schnee und da ich schwitze, sehne ich mich nach etwas Kälte, sehne ich

mich zurück in eine Wohnung mit einer Badewanne voll frischem Wasser. Das zuzugeben allerdings, fällt mir nicht ein. Ich werde keinem Reflex erliegen, der entsteht, weil der Weg zurück der weiteste ist, der weiteste und auch der süßeste. Ich halt' mich lieber an mich, halt' mich an den Trotz, halt' mich an den Gegenpol der Sehnsucht und der Einfachheit. Mit einer freien Hand schlag' ich mir dreimal aufs Herz, denke an Friedolin, der sich immer mehr entfernen musste, um schlussendlich wieder zu Haus in den Armen seiner Frau anzugelangen. Ich spucke aus. Auf ein kleines Pappschild schreibe ich: „Zaragoza for Cigaretts“, lehne es an eine rostige Schubkarre, die am Straßenrand verfault, und beginne, im Luftzug der vorbeirauschenden Autos damit, eine Zigarette nach der anderen zu drehen. Als ein abgenutzter Frischhaltebeutel halb mit ihnen gefüllt ist, hält ein herunter gewirtschaftetes Auto ohne Rückbank. Das Fenster wird heruntergelassen, ich reiche den Beutel hinein, daraufhin öffnet sich die Beifahrertür durch einen beherzten Fußtritt des Fahrers.

#### 4. Unterbrechung der Aufzeichnungen

-das netz der netze netzt sich seinen weg

und webt sich weiter durch das netzwerk der gedanken.

ranken klammern sich und winden sich zusammen,

spalten sich und streuen sich hinein in

einen raum aus fasern und aus leinen.

dann dort ein erster knoten und auch da und hier und  
ganz weit hinten,

tief.

Bis bald das netz, das schlief und schlief,

sich auf den weg macht und vernetzt,

was lose ungebunden

herumtreibt in der enge eines raumes ohne tage, ohne stunden-

- Joachim Waage -

Sie ziehen ihm die Thrombosestrümpfe hoch und blicken mich dabei an, das Tippen scheint sie nervös zu machen. Klick, klack. Langsam und abgeklärt, wie ihre Herzen. Nein, da ist kein Ekel und auch keine Faszination mehr. Der immergleiche Patient hat auch sie immergleich werden lassen. Der Laptop liegt auf meinen Oberschenkeln, ich unterbreche das Tippen, schau' der Arbeit zu, schau' auf meine Zehen und bewege sie rhythmisch und präzise, wie eine Maschine. Ich bin eine Maschine, die sich auflehnt gegen Unterdrückung, gegen Massenvernichtung und gegen Gefangenschaft. Der neue in meinem Zimmer hustet und trinkt Unmengen Tee. Als sich die Blicke kreuzen, weiche ich aus und fliehe zurück in mein kryptisches Kartenhaus. Nachdem die Pfleger

raus sind pisst der neue in eine Ente. Er sagt nichts, noch nicht und ich reduziere meine Blicke. Er schläft und ganz langsam, so langsam, dass ich es fast nicht bemerkt hätte, sickert Blut und Lymphe durch seinen Verband oberhalb des Beckens. Mir selbst geht es immer besser, sie sagen noch einen Monat und ich kann raus aus dem Stuhl.

Und zwei Monate, wenn's gut geht, und ich kann nach Haus. Was das bedeutet: Nun, ich gerate in Zugzwang. Das heißt, ich muss fertig werden. Ich muss einen Verleger finden und ein Konto einrichten, dann bei Ikea neue Möbel beschaffen und das Geo Abo abmelden, da bin ich drüber hinaus, denke ich. Und dann? Glaub es, ich habe Aufgaben da draußen, die mich benötigen. Und eine Frau, die wartend in die Nacht starrt. Wenn ich aber nachts wach liege und vor Schlaflosigkeit mit den Zehen wackle, dann weiß ich nicht, was es ist, dass mich wach hält, ich will es wissen und denke darüber nach. Denke, denke, denke bis mir alles zu schmerzen beginnt. Ich denke, ich möchte tot sein. Ich denke, ich will leben und ich danke heimlich dem Schmerzen für die alten Tage. Tage, an denen ich mich nicht bewegte, obwohl mit dem Körper alles noch in Ordnung schien. Tage, an denen mein ganzes Wesen haftet, an denen alles von mir weg

floss und nichts auf mich zu. Heute steckt mir jede Nacht eine in rotes Plastik eingefasste Kanüle im Arm. Gesagt wurde: „Wir bauen alles neu auf. Das Netz ist noch da, wir regen es an sich neu zu verknüpfen.“ Ja ich kann es mir vorstellen, wie alles wieder in Ordnung kommt. In den Nächten, da hab ich die Möglichkeit. In den Nächten filtert sich heraus, was die Tage angerichtet haben. Einfach und schön bin ich, ohne Geschichte, ohne Gewichte, die mich am Boden halten. In der Nacht, da bestehe ich aus Licht und Glanz und hebt sich die Sonne über die feuchten Wiesen, dann bestehe ich aus nichts anderem, als reinen Verlusten. Ich bin ein Netz dessen Maschen dunkle Löcher umspannen. Und einzigst in der Finsternis, da wirke ich, wie eine Fläche.

Stunden später betritt ein grobschlächtiger Physiotherapeut das Zimmer, sagt freundlich „Hallo“ und schiebt mich in den Gymnastikraum. „Es wird Zeit, sie wieder auf Vordermann zu bringen“ sagt er. Seit Wochen belästigt er mich geradezu jeden Tag. Er hilft mir aus dem Stuhl und ich falle, wie ein nasser Sack auf die Gummimatte unter mir. Dann befiehlt er mir unnachsichtig, welche Muskelgruppen ich anzuspannen

hab', welches Bein ich versuchen soll zu heben. Ich schwitze und bitte um Mitleid, doch er wirft mir kleine Plastikbälle zu, die ich mit den Zehen greifen soll. Das nächtliche Training zahlt sich hier aus. Ich gehorche aus Gründen, die ich nicht wiedergeben kann. Ich habe Angst, da ist jemand, der mich führt und ich will geführt werden! Aber nein, nicht doch! Ich lasse die Bälle augenblicklich fallen. Er sagt - trotz meiner Weigerung, die ihm nicht als solche aufgefallen ist - „Na nicht schlecht. Sie sind auf dem besten Weg, hier bald raus zu sein.“ Fast kann ich Neid, gemischt mit Bewunderung, in seinen trüben Augen erkennen. Ich wünschte, ich könnte ihm auf die Schulter klopfen. Nur wäre es ein Fehler, hier Dankbarkeit zu zeigen. Und als Dankeschön von seiner Seite noch etwas Laufbandtraining. Das erwies sich als erfolgreich bei Patienten, deren Rückenmark nicht vollständig durchtrennt wurde. Sagen sie - und ich glaube daran. Später versuche ich es wieder mit etwas Theatralischem.

*Es Klopf an der Eingangstür. Andy öffnet vorsichtig. Anna tritt ein. Im Hintergrund hört man Pawel schreien.*

Pawel: Gott sei gepriesen! Anna, du bist da.

Anna: (*grimmig*) Was ich bin, das bin ich. Ich sehe nicht die Welt. Ich sehe nicht die Verletzten der Kriege. Ich bin immer dort, wo ich nicht gebraucht werde.

Pawel: Red nicht so, Anna! Red nicht so. Leg doch deinen Mantel ab und setz dich.

Anna: Ich rieche Kaffee. Komm, lass uns ins Schlafzimmer gehen!

Pawel: Aber, ich liebe dich.

Anna: Willst du, dass dein Bruder verreckt? Willst du das? Hör zu Pawel, ich bin durch den Wind gehastet, musste Lügen sprechen und dem Doktor die Pillen aus dem Rücken leiern. Also komm, und red nicht so viel. Der Kaffee wird noch warm sein, wenn wir schon wieder kalt sind.

Pawel: *(zu sich selbst, während er sich die Krawatte lockert und den Frühstückstisch verlässt)* Gescheitert, gequält, vergewaltigt und verhungert. Wäre ich doch nur jemand, der laufen kann. Wäre ich doch jemand, der zurückschlägt. Aber nein, der liebe Gott denkt sich, schaff' ich doch mal jemanden, der sehnt und sehnt und schaut und schaut und niemals eine Hand auf die Schulter bekommt.

Anna: Du sollst nicht immer so leise reden, das macht dich verdächtig! Und du solltest mehr trainieren! Deine Schwäche, Pawel, kann man nicht nur in deinen Augen erkennen.

*Als sie sich schweigend ausziehen schließt sich die Tür zum Nebenraum.*

## 5. Kapitel

Zwei Wochen später und immer noch stecken die Füße in den Socken fest und der Verstand am Tresen. Dieses Mal musste ich ein billigeres Hotel wählen, da mein einst gut gefülltes Versicherungsvertreterkonto so allmählich nicht mehr viel hergibt. Und in dieser zwanzigtausend Seelen Hauptstadt nehmen sie es genauso gern, wie in jedem verdammten zwanzigmillionen Moloch. Das Hotel ist eine Unterkunft mit einer kleinen Bar und einem schlechten Restaurant. Das Zimmer, klein, und das

Doppelbett, nicht breiter als ich mit ausgestreckten Armen. Jesus Maria und Gloria. Ein älterer Mann betreut die Gäste und überwacht ihre Fehlritte - solange, bis der Grossteil nach zwei bis drei Wochen wieder abreist. Nach vier Wochen lädt er mich das erste Mal zu sich und seiner Frau an den Frühstückstisch. Er glaubt, ich sei Filmemacher oder Journalist. Das lass' ich mir gefallen und höre seinen Kunsttheorien in gebrochenem Englisch zu. Seine Frau winkt ab und spricht mit hektischen Worten auf mich ein, die ich natürlich nicht verstehen kann. Dann schenkt sie Kaffee nach. Er hält seine Tasse zu. Wie sich herausstellt, hat er eine Vorliebe für Roy Lichtenstein, obwohl die einzigen Bilder, die an den Hotelwänden aufbewahrt werden, Aquarelle sind, die sich mit dem folkloristischen Thema „Das Landleben und die Berge“ beschäftigen.

Seine Frau, sagt er, Sorge für die richtige Umgebung, um den Gästen zu liefern, was sie erwarten. Da kann er nichts machen. An einem anderen Morgen frage ich ihn, weshalb gerade Lichtenstein. Er unterbricht sein Frühstück und sieht auf, zögert dann mit dem Sprechen, als würde er sich nicht sicher sein, und sagt etwas wie, „No idea.“ Ich vermute dann, dass es sich wohl um eine

Prägung, ein Komplex handeln muss. Da wird sein Blick unsicher. Und ich fahre fort. Er hat in seinem Leben eine tief patriotische Beziehung zu kleinen Ländern entwickelt. Nummer eins. Als er dann begann, sich mit Kunst zu beschäftigen, sie zu entdecken und zu genießen, da merkte er schnell, dass sein Herz für die damals neuen Richtungen der Kunst schlägt, für Magritte, Beuys, Warhol. Ihn interessieren die Möglichkeiten, die eine einzige Aussage im Kunstuniversum zu bieten hat. Ein Bild im Kopf und eintausend Möglichkeiten, es in die vage Wirklichkeit zu projizieren. Als er dann zum ersten Mal Bilder von Lichtenstein erlebt, verschmelzen zwei Empfindungen zu einer Leidenschaft, die er über die Jahre aufrechterhalten kann. Er liebt Lichtenstein, weil er kleine Länder liebt und in seinem Kopf immer noch die eintausend Exponate des einen Gefühls verstreut liegen, das ihn bei diesen Werken gefangen nimmt. Darauf antwortet er nicht, schaut nur ungläubig und mit rührendem Löffel sagt er „Perhaps, Das war schon ein tolles Erlebnis, damals 93, als ich zusammen mit Amalia, meiner Frau“, er nickt kurz deutend in ihre Richtung „nach New York sind, zur Retrospektive. Und dazu diese Kulisse, dieses riesige Land. Ungeheuerlich. Aber wir sind auch gern wieder zurück gefahren.“ Ein paar Tage später

finde ich auf der Suche nach einem Kugelschreiber in einem Seitenfach meines Rucksackes ein zerknülltes, zerrolltes Spiderman Comicheft. Ich nehme es mit an den Frühstückstisch der Beiden alten Hotelbesitzer. Nachdem seine Frau gegangen ist, schiebe ich es ihm rüber. Er runzelt die Stirn, ich reibe mein Ohr. Er sagt „Danke“ und schlägt mir kräftig auf die Schulter.

Ich selbst habe in den vier Wochen nichts getan, was interessant wäre, ein, zwei Leute getroffen, ein, zweimal betrunken gewesen und ein, zweimal in der Gegend auf Berge geklettert. Die Freiheit oder was auch immer hab ich da nicht gefunden, es war nur kalt, langweilig und frustrierend. Meine Haut wurde von Tag zu Tag blasser und meine Attraktivität auf das andere Geschlecht sank somit im gleichen Maß. Das ärgert mich besonders, weil nun der erste Schnee bis auf fünfhundert Meter an den Berghängen haftet und der Wirt davon ausgeht, nun viele Wintersportler mit ihren hübschen Töchtern hier aufnehmen zu können. Ich dachte sofort an das Mädchen mit der verstümmelten Hand und plötzlich hatte ich ein Gefühl von Leere in meinem Magen. Etwas belegtes Weisbrot half dagegen. Und erleichtert bin ich, dass

dieses Gefühl bis heute nicht wieder aufgetaucht ist. Carlos - ich nenn ihn beim vertrauten Vornamen - schlägt noch einmal auf meine Schulter, lacht und geht dann in die Küche, das Heft in die Gesäßtasche seiner Hose steckend. Ich trinke mein Glas Milch leer, schnüre die Schuhe zu und gehe etwas spazieren. Ich mag diese Gegend und ich mag den Schnee, ab und zu wandere ich auf einen Gipfel und lege mich dort in eine der ersten Schneeverwehungen, da bleib' ich dann liegen bis die Gedanken meinen, es wäre Zeit zu gehen. Einmal hatte ich Angst für immer liegen bleiben zu müssen. Ich zog mir die Jacke aus, zog mir den Pullover aus und zog mir das T-shirt aus. Blickte mich um, sah Wolken an Gipfeln hängen und einen schneegrauen Himmel stumm abwarten. Nach unten wollte ich nicht schauen. Dann legte ich mich etwas seitwärts so in den Schnee, dass die vernarbten Flächen gänzlich in ihm versanken, tief, tief rein. Aber ich konnte nichts spüren, nur der leichte Wind kühlte meinen Bauch sehr aus. Ich blieb dann so lang liegen bis plötzlich die verbrannten Flächen warm wurden, so angenehm warm, wie sich lebende Haut anfühlt, wie sie sich bei einer Massage verhält, bei einem Vollbad mit Schaum und Kräutertinktur. Und es war, als hätten die Nervenzellen wieder beschlossen zu senden,

wenn auch schwach und in Opposition zur wahren Welt. Deshalb blieb ich liegen, vergaß meinen frierenden Körper und dachte nur, achtete nur, auf die wenigen Flecken, die immer wieder revoltierten und mich so Erregung spüren ließen, die das Glück dieser Impulse noch übertraf. Ich spürte, wie zarte Frauenhände die Muskeln gezielt und gekonnt lockerten, wie die erste Frühlingssonne schüchtern, angenehm Wärme verstrahlte, wie das Rückenmark sich kräuselt und Niederstrom tief aus dem Zentrum bis ins Äußerste der Zehen -und Fingersitzen floss. Als ich wieder aufwachte, hatte ich leicht Erfrierungen an den Schultern und Kopfschmerzen, die mich den gesamten Abstieg quälten. Der Wandergruppe, die mich wie ein totes Tier mit ihren Wanderstöcken anstießen und dann, als sie überzeugt waren, dass ich noch lebe, mit Rufen und motiviertem Schütteln weckten, der gab ich im Ort Espresso und Schnaps aus. Ich war schließlich froh, nicht aus Wollust umgekommen zu sein. Meine Situation erklärte ich der Gruppe mit Durchblutungsstörungen und, dass dies eine Schockkältetherapie sei. Eine ältere Frau riet mir dann, es einmal mit Saunagängen zu versuchen. Bei ihr hätte das geholfen und jünger fühle sie sich danach auch immer. Im Gasthaus aufgewärmt blätterte ich in einer

Tageszeitung, während die Gruppe auf meine Kosten lauthals prahlerisch Kräuterlikör trank. Ich bin zurückgekehrt, dachte ich bei der Schlagzeile „Roy Lichtenstein gestorben“.

Als ich mit Carlos darüber spreche, finden wir es richtig, die Landschaftsbilder abzuhängen. Und aus Ehrerbietung Lichtensteindrucke in den Gängen des Hotels zu installieren. Amalia ist heftig dagegen, fügt sich aber der trauernden Gemeinde.

Seit dieser unangenehmen Erfahrung am Berg zieh' ich mich nicht mehr aus, wenn ich mich in den Schnee lege, zu gefährlich für Körper und Geist. Das war vor einer Woche und heute will ich nun den Rat der Frau befolgen und eine öffentliche Sauna besuchen. Ich entscheide mich für eines der größeren Hotels und laufe den Weg zu Fuß. Ich trage eine dunkle Sonnenbrille mit viel zu breitem Gestell. Ich sehe allen direkt in die Augen und sie wissen das, die meisten wenden daher angewidert den Blick ab. In der Stadt begegne ich einigen Bekannten und versuche, sie höflich zu grüssen. Wozu? Warum nicht?

Im Kellergewölbe des Hotels gebe ich einer alten Gewohnheit nach und möchte in einem umfangreichen Becken schwimmen. Die Badekappe über das Ohr gezogen, die Badehose an den Beinen hinauf. Ich steige langsam in das mattblaue Schwimmbecken, Stufe für Stufe erinnere ich mich an die Zeit nach dem Unfall, in der ich oft Stunden im Wasser trieb, nicht einmal selten war ich der letzte, der das Becken verlies. Christine holte mich manchmal dort ab und wir fuhren gemeinsam in meine Wohnung. In den ersten Wochen legte ich mich dann meist noch in die Badewanne und tat dort ganz alltägliche Dinge: ich schnitt mir die Nägel, las, schlief oder aß etwas, wenn ich hungrig war. Nur ab und zu, wenn sie mich zu sich rief, dann stieg ich noch vor Sonnenuntergang aus dem Wasser.

Hier ist es anders. Meine Hand, geführt von einem Edelstahllauf, zittert nicht und die Freude, die mir das Schwimmen machte, ist eindeutig höher zu werten, als der Zwang, mich kühlen zu wollen. Begeistert lasse ich mich sinken und im Geist liege ich wieder auf dem Berg. Kühl, kühl, alles wird kühl. Wie angenehm und leicht. Ich sinke mit geschlossenem Mund und kaum, dass ich den

Boden des Beckens berühren kann, presst mich der Auftrieb wieder an die Oberfläche zurück. Mein Kopf durchstößt diese Grenzschicht aus Wasser und Luft, dann öffnet sich der Mund, die Lungen springen an und ganz gelassen breite ich die Arme aus. Nach einigen einsamen Bahnen steige ich die Fliesentreppe wieder hinauf und suche nach der Sauna.

Nachdem ich mich entkleidet hab' betrete ich mit zwei Handtüchern den ebenfalls recht geräumigen Dampfraum, ausgekleidet mit Kiefernholz. Dieses Land lebt vom Tourismus und das es so ist, das schreit es heraus. „Niemals ohne Handtuch reisen“, frisst sich durch mein Bewusstsein, das riet mir Ford Prefect als ich 14 war. Hier hab' ich zwei dabei, eines, um mich drauf zu setzten und eines, um mir den Schweiß abwischen zu können. Und wenn es unangenehm wird, dann kann es auch benutzt werden, um die Scham zu bedecken. Unnatürlich müde betrete ich den gemischten Dampfraum in Erwartung, so früh dort allein zu sein. Falsche Erwartungen. Etwas ärgerlich betrachte ich die junge Frau, im gleichen, wie die ältere Frau. Ich halte mich zurück mit heftigen Gesten und versuche, ganz und

gar nicht überrascht meinen Platz auf der Holzbank einzurichten. Ich sage „Hallo“ und schweige. Natürlich sind die Frauen nackt, aber was macht das schon für einen Unterschied? Und bevor ich etwas mit ihren entspannten Gesichtern anfangen könnte, rinnen mir schon die ersten Schweißtropfen am Rücken herab.

Die ältere der Beiden schaut interessiert auf meinen Körper und als ich ihr - innerlich angewidert - zuwinke, steht sie entrüstet auf und verlässt den Raum. Die jüngere muss lachen und als sie sich mit dem kleinen weißen Handtuch, das bis jetzt ihren Schoß bedeckte, die Stirn abwischt, durchfährt mich mehr als nur ein kalter Schauer, eher ein Gefrierschock. Es fühlt sich an, als würde Gott seine Faust auf minus 273,15 Grad Celsius herunterkühlen und mir damit direkt eins in die Fresse hauen. Physikalisch ist dabei natürlich keine atomare Bewegung mehr möglich. Aber hey, wer zum Teufel sagt, dass Gottes Faust aus Atomen besteht? Ebenbild hin oder her. Ich zucke zusammen und rutsche fast von den drei Holzlatten, die als Bank dienen, kann mich aber noch fangen, im Kopf und auf der Bank. Und wie ein Idiot starre ich sie an. Ihr Körper ist nichts besonderes: jung, hübsch, durchschnittlich mit dem ein oder anderen

Manko. Aber ich starre hin, als sei es die erste nackte Erfahrung meines Lebens, als hätte ich selbst meinen eigenen Körper niemals unbekleidet wahrgenommen. Ich bin gerade jemand, den ich selbst verachten würde. Wie die ältere Frau, die mir ständig zwischen die Beine sah. Ich blicke sie an und sie bemerkt es. Verlegen steckt sie ihre rechte Hand mit dem fehlenden kleinen Finger hinter ihren Rücken. Dann streckt sie ihre Brüste etwas nach vorn. Wohl in der Hoffnung, ich würde lieber darauf achten und nicht so offensichtlich schockiert über ihre verstümmelte Hand einen Bezug zu ihr aufbauen. Sie weiß nicht, dass mir dasselbe schon einmal passiert ist. Nur die andere Hand. Nur eine andere Frau. Ich entschuldige mich bei ihr. Und da ich das Gefühl habe, dass würde nicht reichen, erzähl' ich ihr, weshalb ich meine Selbstachtung verlor, als ihre Hand das Tuch vorüberführte. Darauf ist sie beruhigt und streckt nun auch nicht mehr so unnatürlich ihre symmetrischen Brüste nach vorn. Doch bevor sie - ganz nüchtern - auf die Idee verfallen könnte, mich zu fragen, was mir zugestoßen sei, sage ich „car accident“. Nur diese zwei Worte. An der Hotelbar trinken wir mit noch nassen Haaren Kaffee, während die letzten Gäste das Frühstück verlassen, um sich aufzumachen zu den Pisten.

Sie sagt: „Ich hätte nicht so viel arbeiten sollen“. Sie verlor den kleinen Finger an einer Blechschere, kurz nach der Ausbildung. „Eigentlich geht das gar nicht, da so ein Sicherheitsgitter verhindert, dass man während des Betriebs mit der Hand dazwischen geraten kann, doch...“, und sie hält mir ihre beiden Hände sehr nah vor das Gesicht. „...meine sind zu klein, so dass ich drunter durchgriff und die Schere klappte zu. Annähen wurde versucht, ging aber nicht, schieß Mikrochirurgie. Na, der Schnitt war schön sauber, haben sie gesagt. Leider lag der Finger etwas zu lang in einer Ölpfütze unter der Maschine. Zu viele Zellen tot. Zu viel Zeit vergangen.“ Sie sieht ganz benommen aus und ich wundere mich über ihre Reinheit und schreibe in Gedanken ein Gedicht über den Zufall und die Pein. Dann sagt sie, dass dies vor fünf Jahren geschah und sie nun nur noch ganz selten das Gefühl hat, dort etwas zu spüren, das sie ja nun weiß, wo ihr Körper endet. Nur eins vermisst sie: mit zehn Fingern über frischrasierte Gesichter zu fahren. Ich mache mir eine weitere Notiz: Mich mal wieder zu rasieren und bezahle den Kaffee. Ihr Mann setzt sich zu uns, sie stellt mich vor und erleichtert gebe ich dem sympathischen Kerl die

Hand. Ich bin froh, dass er mich nicht als Feind ansieht und verabschiede mich ehrenhaft, verbeuge mich sogar leicht vor dem Hintergrund und den zwei Personen.

## 5. Unterbrechung der Aufzeichnungen

Nach dem Bewegungstraining bitte ich Mandy darum, mir den Beginn meines Stückes einmal vorzulesen. Sie lacht und will es sich zuerst einmal anschauen. Nach ein paar amüsierten Zeilen fragt sie, ob es nicht besser wäre, die Rollen von verschiedenen Personen lesen zu lassen. Ich sage „Gar keine Frage“ und sie ruft einen der Zivildienstleistenden heran, die ständig in den Gängen unterwegs sind, um Essen und Hygieneartikel von Raum zu Raum zu fahren. Der gelangweilte Typ sieht mich und Mandy an und ihm erscheint unsere gute Laune verdächtig. Also ziert er sich etwas, tritt hin und her, wird dann aber mit weiblichen Gesten schnell dazu gebracht, zu tun, was man ihm sagt. Dann lesen sie vom

Bildschirm ab und dabei berühren sich fast ihre Köpfe. Ich selbst lehne mich meisterhaft zurück, schließe die Augen und wache über die Unschuld der beiden. Der Zivi liest die Rollen von Andy und Anna. Mandy liest Pawel. Der Laptop verdreht auf meinem Unterleib und ihre beiden Köpfe mir entgegengestreckt. Ich glaube fast, ich kann ihre Stimmen auf meiner Haut spüren, als feine leichte Vibrationen. Etwas zu monoton geht es durch die ganzen vier Szenen und dabei kommen sich ihre Köpfe immer näher. Mandy ist sehr konzentriert und zuckt oft mit der Stirn. Ich bedanke mich und die beiden sehen sich lockerleicht an. Sie scheinen amüsiert über den kauzigen Patienten hier vor ihnen. „Dann schreib mal weiter“, sagt Mandy und geht. Dabei sehe ich deutlich, wie der Zivolist ihr auf den Hintern schaut. Etwas unzufrieden befehle ich ihm, mich zum Klo zu schieben. Mehr als ein paar Minuten aufrecht gehen ist nicht möglich. Denn das ständige Aufrichten, um zu essen oder fern zu sehen, die ständigen Fingerübungen und die ständige Wut über die groben Bewegungen erschöpfen mich. Ich erwarte mehr, als ich bekomme. Die Krücken unter den Armen helfen zwar, aber reichen nicht aus, um mich komplett von meinem Freund, dem Rollgerippe, zu befreien. Der Zivi schiebt mich und sagt: „Sie ist wirklich

hübsch.“ Wohl mehr zu sich als zu mir, dem vermeintlich asexuellen Krüppel. Ich sage zu ihm „Dann hohl sie hier raus und verschwinde mit ihr.“ „Was?“ „Junge, dann lass sie hier nicht abstumpfen.“ Er stoppt mit dem Rollstuhl, öffnet die Tür zum Klo und hilft mir dabei, mich auf die Krücken zu stellen. „Ich hab’ doch nur gesagt, dass sie hübsch ist.“ Ich schaue ihn möglichst bedeutsam an und meine: „Und ich hab’ nur gesagt, bring mich zum Klo, den Rest schaff’ ich alleine.“ Zurückgeschoben, leer und ausgestreckt auf meinem Bett entwickelt sich allmählich der Konflikt

## 5. Szene

*Man sieht die Küche ohne Personen, Anna stöhnt sehr übertrieben im Hintergrund.*

*Anna: (stöhnt sehr übertrieben)*

Pawel: *(nichts)*

*Maria betritt von außen die Wohnung, beißt etwas ab von einem gepellten Ei, nimmt einen Wollpullover von einem der Stühle und geht wieder.*

*Anna kommt in die Küche, wischt sich Schweiß ab und schenkt sich Kaffee ein. Durch die Tür kann man Pawel sehen. Er liegt im Bett, wie ein Fötus, hustend. Andy betritt den Raum.*

Andy: Siehst du, siehst du, du bist da und ich bin noch halb Mensch, halb Krückstock. Ich habe eine Meinung zu eurem Umgang, aber ich versag' sie mir, solange mir hier die Beine versagen.

Anna: Na, und wenn schon. Du hast deine Meinung und ich hab' die Taschen voller Pillen und ich frag' dich, worauf willst du eher verzichten? Worauf?

Andy: *(greift nach einer Gabel vom Frühstückstisch und spielt mit ihr)* Ich verzichte auf die Güte. Ich verzichte auf das Geld. Ich verzichte auf Abenteuer, Experimente und Frühstückseier. Ich sag 's dir, ich danke ab und verzichte auf diesen schwer geschlagenen Körper. Weißt du, die Schmerzen, sie werden schlimmer, neulich erst, gerade erst, da bin ich gestürzt. Und sieh dir die Knie an! Sieh sie dir an und sag mir, warum sind sie so taub und alles andere schmerzt wie wild? Oder bist du hier, damit ich alles aufzählen kann? Dann warte! Ohr kaputt, Rücken verbrannt, Lunge eingefallen, Beine geschwollen und wund und jetzt auch noch die Knie. Hör zu, Anna! Das alles und der Rest ist noch dazu blutleer wie eine Fensterscheibe. Die Haut, schau sie dir an, schon ganz transparent. Das Licht kann hindurch scheinen, wenn es will. Aber ich leide nicht, nein, ich beklag' mich nicht mehr, als nötig. Ich halte zu mir und mache nur die anderen aufmerksam auf meine Situation. Und da gehörst du nun mal dazu.

Anna: *(ganz erschrocken beobachtet sie Andy, wie er mit der Gabel unruhig auf die Tischplatte einsticht, seine Hand knapp daneben)* Ich habe gute Pillen hier für dich.

Andy: Und du hattest meinen Bruder.

Anna: Ach, sei besser still!

Andy: Sonst was? Sonst lässt du mich verrecken? Oh ja, ich weiß, sonst lässt du mich sitzen und niemand wird mehr da sein, der meinen Kopf hält, der mein Haar zurecht schiebt und mich von den Dämonen befreit. Und es wird schlimmer werden, wie es immer schlimmer wird und du, du wirst aus dem Raum gehen und aus der Stadt und aus dem Land und aus der Welt.

Anna: (*unterbricht ihn*) Du, nimm ein paar hier von! Schluck sie, nur zerbeiße sie nicht! Sie müssen wirken und dazu müssen sie hinunter. (*sie wischt ihm die Haare zurecht*) Dann wird es dir besser gehen. Weil, schlafen sagen sie, ja schlafen, das ist wichtig für die ruhelosen Seelen.

Andy: *(er legt die Gabel beiseite und schluckt die gereichten Pillen mit Kaffee)* Ich werde müde werden und wenn ich dann schlafe, dann wirst du meine Verbände wechseln und mir die Hand auf meine Wunden legen. Und wenn ich aufwache, dann schläft der Schmerz weiter und ich kann wieder springen, wie ein Springteufel in seinen besten Jahren.

Anna: Wie ein Springteufel wirst du springen können.  
*(und sie hilft ihm aus dem Raum)*

Andy: Anna?

Anna: Was ist denn, Andy?

Andy: Wenn es mir besser geht, ja, dann geht 's uns allen besser. Dann lachst du auch mal wieder und wir drei gehen auf den Bolzplatz, zum Fußball spielen, essen Zuckerwatte und sehen den Zugvögeln nach.

Anna: Und mit verklebten Händen schießen wir uns die Bälle zu. Andy, ganz gewiss, wenn du wieder auf dem Damm bist.

*Beide verlassen den Raum.*

## 6. Kapitel

...verbeuge mich sogar leicht vor dem Hintergrund und den zwei Personen. Tage später sitze ich beim Abendessen im Restaurant meines Hotels. Zusammen mit Carlos, dem Wirt, und er berichtet in einfachem Englisch davon, wie er Amalia, seine Frau, kennen lernte, doch das interessiert mich nicht besonders. Ich trinke also und esse viel zu viel Weisbrot. Irgendwann will ich einfach, dass er die Klappe hält. Ich will, dass er zu der Tür hinaus geht und dass Christine hinein tritt. Was? Woher dieser Gedanke? So ganz einfach und unvorbereitet. Etwas Blässe senkt sich über mein Gesicht, da ich nicht weiß warum. Nur, dass es das Beste wäre, sie würde meinen Kopf stützen und mir jeden zweiten Löffel Joghurt zum Mund führen. Der Wirt würde das Licht löschen und sie könnte mir ein kaltes Bad bereiten, aus dem ich munter und müde zugleich steige, von dem ich mich in ihre Hände begeben, die mich mit Öl einreiben, bis das Kribbeln nachlässt und das Stechen, bis ich mit kühler Stirn einschlafen kann. Ich stütze meinen Kopf in meine linke Hand und gleite ab davon, denn

ich weiß: „Schmerz lässt sich eintausend Jahre lang ertragen. solange es nicht der eigene ist.“ Das hab’ ich irgendwann als Kind gelesen und seither trag’ ich es in meinem Gehirn mit herum. Warum manche Sachen von dauerhaftem Wert sind und andere sofort verfallen, sich die Informationen zersetzten, sich auflösen und verschwinden, das ist schwer zu sagen. Ich denke, es sind die Umstände, die dich Sachen behalten lassen und andere nicht. Schmerz lässt sich eintausend Jahre lang ertragen. Ich überlege ob ich noch etwas anderes aus meiner Kindheit behalten hab, noch etwas, das auch für mich als Erwachsenen nicht lächerlich naiv geworden ist. Nichts kommt mir dabei auf die Schnelle in den Sinn. Wer weiß denn schon, was ich damals als Schmerz empfand? Und wieso merke ich mir chinesische Sprichwörter? Also versuch ich es anders:

Der Barmherzige ist ein Extremist, er ist unten und oben stehen die Schläger, die Mörder, die Zyniker und Bischöfe, die Wahrheitenverkäufer mit sabbernden Mündern und die Schlächter mit ihren Krummsäbeln und Bajonetten, mit ihren Telefonen und Tageszeitungen, in die tote Karpfen eingerollt sind: nass, fettig, kalt. Und

was bleibt? Die Mitte, um darauf zu spucken. Die Mitte, um sich dann in eine der zwei Richtungen zu wenden? Ich glaube fast, der Barmherzige weiß davon. Ich glaube, ich falle von ganz oben nach ganz unten. Und hab' ich Glück und Zuversicht, dann schlägt mein Herz nur in dem Zeitraum, in dem ich gerade knapp an der Mitte vorbei gestürzt bin. Dann sterbe ich, bevor ich dich verlassen habe, bevor ich aufhöre, dich zu lieben. Und alle werden sagen, das war eine Liebe für die Ewigkeit. Ich sage: Sie haben keine Ahnung. Und ich? Ich hab keine Ahnung von ihnen. So angeschlagen steige ich aus meinem Bett und vor einem beschlagenen Spiegel setz' ich den Nassrasierer an. Als ich den Rasierschaum auf der Oberlippe schmecke, da bilde ich mir ein, ein Busticket kaufen zu müssen um von hier nach Haus zu fahren. Beim Frühstück dann schreibe ich nüchtern eine Postkarte. Nachdem ich sie mit Text gefüllt hab' überlege ich, an wen ich sie schicken soll. Weise setzte ich Christines Adresse ein und esse noch ein Ei.

Ein paar Tage später erkläre ich Carlos umständlich, dass ich kein Geld mehr hab' um länger in seinem Hotel zu wohnen. Und er erklärt mir einfach, dass ich für ihn

arbeiten kann. An der Bar, in der Küche, die Zimmer aufräumen, die Betrunkenen rauswerfen. Ich schaue an ihm vorbei auf den unbedeckten Knöchel einer jungen Frau und zucke mit den Schultern. Eines Tages betrete ich ein Zimmer und beginne, es mit dem Staubsauger zu reinigen. Plötzlich schrickt ein eingewickelter Junge - nicht älter als 25 - hoch und sitzt mir nackt gegenüber. Ich beginne, mich zu erinnern und sag' so etwas wie „Entschuldigung.“ Ruhig zieh' ich den Stecker, ruhig lasse ich das Kabel im Gehäuse des Saugers verschwinden und stumm überlasse ich das Zimmer wieder seinem Gast.

So überstehe ich die Zeit, ich arbeite, werfe betrunkene Kids aus der Bar, sammle den Müll weg, und schreibe Postkarten an Christine. Dann klopft Carlos an meine Tür und sagt „Telefon“. Ich sehe ihn an, sehe dass er nicht den Eindruck macht, mich verarschen zu wollen und folge ihm an die Rezeption. Die Füße scharren auf dem Boden und ich frage: „Wer ist es?“ Dieses Mal zuckt er mit den Schultern.

Dazwischen zwei Sachen:

1.

Ich finde mich nicht zurecht, nicht hier und nicht in deinen Armen, nirgends. Und daher sehe ich ständig aus dem Fenster, um in keine Augen blicken zu müssen. Und glaube, dem Gedanken näher zu kommen der da heißt: Ich finde mich zurecht. So viel dieser Gedanke auch hilft, so wenig weiß ich natürlich, woher diese Waffe herkam. Ich weiß auch nicht, woher dieser Wagen stammt. Also frag mich nicht, wieso jemand sterben musste, hab' zu spät eingeschaltet, bin zu spät dazu gekommen. Das kann ich alles nicht wissen, nein. Nur, ich weiß etwas, das passierte dort wo es anfing. Ich weiß, dass es dich erwischt hat. Ich sage das so salopp, weil ich nicht anders kann. Erwischt, eine aus einer Million. Was weiß ich, wie viele in dieser Stadt leben. Ein paar kommen da sicher zusammen und du wurdest nominiert, um beim Sterben dabei zu sein. Und du wartest auf mich. Ich warte auf dich. Dann gibt es eine Explosion, nicht groß. Der Fernseher lief die ganze Nacht, entzündet sich, die Flamen greifen um sich, erst nach der Tapete, nach dem

Beistelltischchen, nach dem Teppich, dem Bücherregal, nach den ersten Menschen. Der Sauerstoff wird knapp. Das Kohlenmonoxid lässt dich besser schlafen. Einige werden wach, flüchten sich aus dem Haus, schlagen Alarm, du schläfst. Sie dringen mit Schutzmasken in dein Zimmer ein, mit Äxten hauen sie alles kurz und klein und dann tragen sie dich raus. Einer sagt „Scheiße, die hat’s erwischt, schnell den Sanitäter.“ Dann ist das Feuer aus. Sauerstoffmasken werden herum gereicht. Ich sage nichts, setze mich zu den anderen in den Gastraum und schaue mir auf spanisch das Ende von Columbo an. Ich sehe mir das Ende an, verdammte scheiße. Ich hau’ auch alles zusammen, ich renne hinaus und verpiss’ mich. Hab’ ja sonst nichts im Kopf. Ich kann nicht mehr, ich sag’ mir immer wieder: „Unglück kann nicht nur einem passieren, es muss schön gleichmäßig auf uns Abschaum verteilt sein.“ Ich gebe in dieser Stunde etwas vorschnell zu: Ich bin nur gegangen, um besser, perfekter, stärker und voll gestopft mit jeder Menge Achtung zurück zu kehren. Verloren im Dunkel, gegangen, und ja, scheiße, wenn’s dämmert, wollte ich wieder zurück sein. Ich geh’ in die Küche und will mir einige Finger abschneiden, ich schreie, hätte sie aus den Flammen tragen sollen, mich hätten sie kein zweites Mal erwischt, diese Bastarde. Mein

Atem hätte dich geweckt. Ich schreie und habe das Gefühl, schon auf Knochen zu stoßen. Ich schneide sehr zaghaft, vorsichtig, ganz vorsichtig hin und her. Und hart ist alles, was unter meine Angst gerät. Hart und dämlich. Aber ich weiß, nie kann etwas schief gehen, solange ich nicht wirklich tief zusteche. Nur abtrennen kann ich nichts, dafür bin ich schon zu kaputt. Ich steh' in der Küche und das Blut rinnt über ein Holzbrettchen, ringsum hängen teflonbeschichtete Pfannen, nur nichts anbrennen lassen. Dann beginnt es zu schaben unter dem Fleisch, das ist ein Zeichen von drüben und ich werf' alles zu Boden. Meine Hand tut mir nun auch verdammt weh. Ich heule und Columbo sieht sich noch einmal um, stellt seine letzte Frage. „Was haben sie mit ihrem Tod zu tun?“ „Ich war es“, schreie ich und schieb' das Messer zurück in einen Holzblock, ich hab' nichts aufgegeben. Dann schlägt Carlos mich bewusstlos.

Als ich aufwache ist meine linke Hand verbunden, auf meinem Tisch steht ein Strauss frischer Blumen. Im Winter? Woher? Carlos tritt hinein und entschuldigt sich dafür mich K.O. geschlagen zu haben. Aber, er wusste nicht, was er mit mir machen soll. Er erzählt, ich war nach dem Telefonat zwei Stunden verschwunden, hätte

mir aus der Bar eine Flasche Schnaps geklaut und wäre dann betrunken in den Gesellschaftsraum gestolpert, dann ohne etwas zu sagen in die Küche und schon ging auch der Radau los. „Sonst hättest du dir tatsächlich die Finger und was weiß ich sonst noch abgeschnitten“, sagt er und ist offensichtlich besorgt. Mir ist nur schlecht und ich muss mich übergeben. Dann entschuldige ich mich bei den Leuten und sage nichts weiter. Jetzt, wo alles wieder da ist, ver falle ich zurück in die Sprachlosigkeit, ich will nicht reden, der Kokon in mir ist aufgeplatzt und ein Jahr Verdrängung spritzt nun giftgrün bis an die äußersten Schichten meines Körpers. Ich spüre die Flammen, spüre die juckenden Narben, spüre das abgescherte Ohr, höre knautschendes Blech und rieche schmelzenden Gummi. Die frisch geschnittene Hand pulsiert, wie ein Zeitgeber, der niemals falsch geht. Carlos hilf mir bis zur Dusche. Und hier verwachse ich für einige Zeit.

„Bei Landschaftsbildern passiert sowas nicht“, sagt seine Frau, „aber seit neuestem müssen hier ja diese grellen Grausamkeiten in den Gängen hängen. Da kommen die Leute erst überhaupt auf die Idee, sich zu verstümmeln.“

Ich sitze etwas abseits und höre, wie Amalia mit Carlos streitet. Sie sagt, ich sei verrückt. „Das sieht man doch. Und er redet nicht mehr. Das macht mir Angst.“ Sie fordert von ihm, dass ich verschwinden müsse.

Ich kann das verstehen, geh' hin und reiche ihnen die Hände. Ich bin der Jud aus Andorra. Diesmal warte ich nicht, bis sie mich aufknüpfen und suche mein Zeug zusammen. Carlos bittet mich, zu bleiben, doch ich wehre ab. Ich spreche. Ich sage, es ist jemand gestorben, ich muss zu ihm, ich muss zurück, das Land verlassen, verschwinden. Amalia sieht mich seltsam an, als sie das hört und als ich mich mit meinem Rucksack durch den Türrahmen quetsche, reicht sie mir einen Beutel voll mit Essbarem.

Ich habe mich selbst ausgewiesen.

2.

Mein Urgroßvater spaltete Holzklötze, mit einem Beil um kleine Scheite zum Anheizen des Badeofens vorzubereiten. Er war es leid, jeden Tag von neuem hinaus in den Schuppen gehen zu müssen also wollte er im Haus ein Lager anlegen. So war er schon den ganzen Tag beschäftigt und wurde allmählich müde und unkonzentriert. Der Klare hielt zwar warm aber machte auch benommen. Und so hakt er Stunde um Stunde, weicht dabei den Aststellen aus, schärft ab und zu das Beilchen an einem feuchten Wetzstein und schlägt mit hoher Präzision auf jedes Holzstück ein, das er zuvor auf den Hackklotz gestellt hatte. Doch nach einigen Stunden ermüdender Gleichmäßigkeit verblasst seine Wahrnehmung zusehends. Mechanisch stellt er das Holz auf und hebt die Hand um mit dem Beilchen zuzuschlagen. Aber seine Augenbraue juckte und mit dem Handrücken - das Beil fest umfasst - streicht er den Reiz weg und schlägt zu. Nur! Die Bewegung ist aus der Bahn gebracht und er schlägt zu mit einer Kraft, der Kraft eines Mannes, der körperliche Arbeit zur genüge kannte, auch schätzte, so dann und wann. Aber! Die Bewegung ist aus der Bahn gebracht und er trifft das

Holzsplit seitlich. Das Beil springt davon. Spaltet Mondbein und Kahnbein und trennt seine Hand von seinem Unterarm. Er sieht sie zu Boden fallen und weiß nicht was das soll. Etwas ist geschehen, das nicht sein kann. Hände fallen nicht von Armen ab. Nein, da tun sie nicht. Also was stimmt hier nicht? Er überlegt und als er begreift, was geschehen ist, und ganz ohne Schmerz beginnt er, sich - Gott verdammt noch mal - zu verfluchen. Das verdammte Badeholz hat ihn seine Hand gekostet. Und noch bevor der Schmerz einsetzt wird er fürchterlich wütend über sich, über das Holz, über den Schnaps und über seine Bequemlichkeit. Er ist stink sauer, so wütend, wie ein Mann nur werden kann und schießt auf die Welt und auf den scheiß Winter und das verfickte Badewasser. Und in wilder Raserei nimmt er - verdammte scheiße noch mal - das Beil und schlägt sich in unbändiger Autoaggression die andere Hand ab. Auch sie fällt in den geflochtenen Korb, in den sonst die Scheite stürzen. Dann geht er aufrecht - eine Blutbahn hinter sich her ziehend - ins Haus und schreit meine Urgroßmutter an, sie solle endlich das verdammte Verbandszeug hohlen.

Ich hab mich selbst zerhackt.

## 6. Szene

*Der Raum ist Leer. Es klopft an der Eingangstür. Pawel kommt aus dem Schlafzimmer und öffnet. Metzger tritt ein.*

Pawel: Hallo mein Herr.

Metzger: Hallo zurück.

Pawel: Hallo, wie auch immer, hin und her, rauf und runter. Wir sind ja nicht verwandt. Also, was wollen sie?

Metzger: Ich bin gekommen, um das Geld abzuholen. Ihr Bruder, wie sie sicher wissen, lässt öfter anschreiben, als er sich den Rücken kratzt. Und mein Herr, ich hatte oft,

ja, sehr oft die Gelegenheit, ihn zu beobachten, wenn er bei mir vorbei schlawenzelt kam.

Pawel: Ah so, mein Herr, sie wollen Bares.

Dann kann ich nur die Tür zuknallen oder ganz einfach nur hinaufgehen und das liebe Geld aus meinem Bruder herausprügeln. Was meinen Sie?

Metzger: Ich meine, zieren sie sich nicht so und greifen sie in ihre Brieftasche. Sie zahlen für den Bruder und der Bruder wird satt und gesund vom Guten vom Rind und vom Schwein. Also mein Herr, es sind fast zweihundert Mark. Immer das Beste hat er bekommen, immer das Beste, ich meine, unter Nachbarn, da geht 's halt so, da schaut man nicht so drauf.

Pawel: Ja, wie sie meinen, wie sie meinen, nur nehmen sie es mir nicht krumm, ich hab' das Geld nicht. Wie auch? Muss ich doch ständig hier hocken, kann nicht für lange

weg, kann nicht arbeiten gehen, nicht in die Kirche schlendern, nichts, nichts. Nur aufpassen, dass nichts passiert.

*Anna betritt den Raum.*

Metzger: (*wütend*) Das nichts passiert? Ich will bezahlt werden, Herr Gott noch mal! Sonst passiert hier was ganz anderes!

Anna: Ach, Sie sind so dumm. Er hat das Geld nicht und Sie stehen hier allem nur im Weg. (*sie nimmt ihren Mantel und will gehen*)

Metzger: Wo willst du hin? Du bleibst schön hier! (*er schubst sie zurück*). Setzt dich und mach weiter schöne Augen! Aber, halt die Klappe!

Pawel: (*geht auf ihn zu*) Was tust du da, wo ist der Anstand gegenüber uns Schuldnern? Wo der Anstand, der dich auf der Straße grüßen lässt? Sie schubsen einen Menschen, Mensch. Sie wissen hoffentlich, was das bedeutet?

Metzger: Aber, woher.

Pawel: Woher denn nicht? Das heißt ganz einfach: Sie sind ein Idiot. Und das hier, das ist

eine Privatwohnung und ich beruf' mich auf mein Recht, Sie zu vertreiben. Also, gehen sie schon!

Metzger: (*schaut sich um*) Ich bin auch in privater Angelegenheit hier und nun, da Sie nicht zahlen und, da die Frau da hinten einen Rock trägt, ja, da mein Herr, uh, da wird mir ganz anders, da werde ich verrückt, glauben sie mir. Verrückt, verrückt. Ganz einfach.

Anna: Sie sind verrückt.

Metzger: Ich seh' sie täglich, sie gehen an meinem Laden vorbei und der Wind reißt ihnen die Röcke hoch. Jeden Tag. Und sie sind schön und jung.

Pawel: Verschwinden sie endlich!

Metzger: Und ich kann es spüren und senke ich den Blick, dann bin ich wieder zwischen Mettwurst und Gewiegttem. Aber die Gedanken, ich seh' sie immer vor mir, wie sie kurz erschrecken, sich umdrehen und eilig weiter hasten.

Pawel: (*versucht ihn zur Tür zu schieben*) Hauen sie ab, man! Raus hier und auf Wiedersehen!

Metzger: Und nie kommt eine rein in den Laden. Oh, sie sind so jung und sauber und ich will sie greifen und ihnen die Röcke hochreißen. Ja. *(er lächelt verträumt und wollüstig zu Anna)*

Pawel: Verpiss dich! Anna, ruf die Polizei! *(Pawel reißt die Tür auf, greift in seine Tasche und wirft ein paar Münzen auf die Strasse)* Da, komm schon! Hol 's dir und hau endlich ab!

Metzger: *(schaut hinter dem Geklimper her, dann wieder auf Pawel)* Ha, das reizt mich nur kurz. Das zieht mich nicht weg, sollen sich die paar Mark die Nachbarskinder klauben *(Tür zu)* Ich will, dass sie sich auszieht. Das zahlt sich aus. Und du hältst die Fresse, mein Herr. *(er zieht ein Messer)*

Anna: (*schreit, kann aber nicht weg*) Ich komme, um  
verschiedenes zu tun und was jetzt? Ich        steh' da  
und werd' abgemurkst, toll, ich gehe aus dem Haus und  
in ein anderes und das        seit Jahren, seit Jahren und  
jetzt wird' ich in einem dieser Häuser abgemurkst. Ich  
will        mich nicht beschweren, nur ungerecht ist es  
schon, die ganzen Krüppel müssen leiden, die ganzen  
Menschen müssen leiden, die ganzen kleinen Wesen  
leiden, leiden, leiden. Und jetzt auch ich. Eingetroffen,  
gerade rechtzeitig, um fertig gemacht zu werden. Ich  
verfluche die Stückeschreiber, ich verfluche mich, dich  
und all die anderen und ich hasse diesen Metzger schon  
jetzt, obwohl das schlimmste erst noch kommt.

*Der Metzger sticht Pawel das Messer in den Bauch, langsam geht  
dieser auf die Knie.*

Pawel: Ah, was, du hast zugestochen? Wie kann das sein,  
ich frühstücke, der Kaffee ist doch ganz deutlich zu

sehen, da auf dem Tisch. Wie er dampft, schön, wunderschön. Und gleichzeitig ist Anna so blass und du stehst vor mir und Blut sickert durch mein Hemd. Aber ich sehe euch und ich spüre nichts von dem Stich.

*Der Metzger wischt das Messer langsam an der Hose ab.*

Metzger: Wer ist hier der Idiot? Vom Sterben brauchst du nichts zu spüren, tu 's einfach, wie es alle tun. Aber sie, sie wird mich spüren. Und man, ich sehe bei euch aus dem Fenster und kann nichts erkennen, die sind so dreckig und so feucht und wissen sie mein Herr, das muss nicht tödlich sein, nein, ich bin zwar kein Schlächter aber mit Messern und Anatomie, da kenn' ich mich schon aus, ein wenig. Ana-to-mie, ha. *(er lacht)*

Anna: *(will Pawel zur Hilfe eilen; der Metzger sieht sie an, da stoppt sie und läuft aus dem Raum zu dem schlafenden Andy)*

Pawel: Aber, was soll das denn? Alle gehen weg, Anna ist raus, Andy löst sich auf und auch ich bin dabei, zu verschwinden. Ganz, wie ich gekommen bin. Ganz ohne Schuld und ohne Glück und Unglück. Bin ganz arbeitslos geboren und so werde ich nun auch zu Grunde gehen. Doch nur du, und das versteh' ich nicht, du bist eben erst angekommen und du wirst bleiben wollen, hab ich recht?

Metzger: Ja, ja, verschwinde! Löß dich auf, aber mach irgendwas, ich putz' mir solange die Zähne.

*Der Metzger stößt den kauern den Pawel mit dem Fuß zu Boden.  
Pawel bleibt liegen und der Metzger geht hinter Anna her.*

Pawel: Aber es könnte schlimmer sein. Das kann es immer. Immer. Ach, ich wundere mich über nichts, was passiert. Keine Liebe, keine Freiheit, keinen Lohn für die Mühen. Doch eines, das lasst mich noch sagen. Der

Mensch handelt menschlich, immer und immerzu. Und  
Menschlichkeit ist grausamer als Krieg.

## 7. Kapitel

Ein Autobus brachte mich raus aus diesem Zwergstaat. Versunken halte ich mich nun in einem Zug nach Zürich auf. Warum? Später. Mir gegenüber sitzt wie verteufelt ein Mann, der die neuste Geoausgabe auf seinen Knien aufgeschlagen hat. Diesmal scheint er überaus athletisch zu sein, groß, dunkel und verwegen rasiert, Spanier, schätze ich ins Blaue hinein. Deutscher Vater, vielleicht Koch. Spanische Mutter, vielleicht Varietétänzerin. Er sieht mich kaum an. Ich kann es auch nicht und jongliere mit Mutmaßungen, um etwas Ablenkung zu finden vor dem, was jetzt kommt. Ich bin wieder zurück, kann man sagen, und konnte nichts heilen, nichts lernen, nichts aufhören zu fürchten. Und nun fürchte ich, bin ich so fast ganz aufgegeben und verloren, was das gute Zeug im Leben angeht. Ja, so ganz aufgegeben und verloren, wie eine Schnecke in einer mit Salz gefüllten Schale.

Viel mehr nehme ich nicht wahr auf dieser Strecke. Irgendwann bin ich in der Schweiz. Irgendwann sitz' ich in einem Stadtbus. Irgendwann steige ich aus und habe einen schwarzen Anzug an. Mein Gesicht ist bleich,

obwohl dies durch die frühe Sonne Spaniens versteckt wird. Mein Magen existiert nicht mehr. Ich hatte mir vorgenommen, zuvor ihre Eltern zu besuchen, hielt das dann aber für eine dumme Idee. Warum, weiß ich nicht. Ich sehe dann auf den See hinaus. Das Wasser glitzert, das Wetter ist sehr schön, etwas Wind und leicht gekräuselte Wellen. Als der Bus davon gefahren ist, gehe ich zu Fuß weiter die kleine Anhöhe hinauf. Ich beginne fast sofort zu schwitzen, das Herz schlägt sehr schnell und - wie könnte es anders sein - beginnen die Narben wieder zu schmerzen. Seit Tagen schon sticht es wieder. Und seit Tagen schon will ich nicht mehr hinhören, müssen wenn in mein gesundes Ohr gesprochen wird. Ich will es zuschmieren, wie seinen verkrüppelten Bruder, will es abkleben und mich nie wieder umdrehen müssen, wenn nach mir gerufen wird. Ich habe seit Andorra nichts außer einem halben Glass grüner Oliven gegessen und dazu viel zu viel getrunken. Und nun hab' ich den See im Rücken und höre monoton die Autobahngeräusche herüber schallen. Ich laufe auf der Strasse, die wenigen Autos weichen einfach aus. Auf dem Bürgersteig kommt mir eine alte Dame entgegen, an der Leine einen kleinen Hund. Sie folgt ihm und grüsst mich, ich sage auch hallo und ziehe meine Füße nach. Vor mir

erkenne ich schon die Kirche und einige Mädchen, die Pferde striegeln. Ich schwitze immer mehr und mit jedem Schritt wird das Jucken mehr zu einer schweren Qual. Ich muss aufstoßen und habe nun den Geschmack von zerkaute Oliven zurück in meinem Kopf. Etwas schwindelig öffne ich das niedrige Eisentor, das die Toten von der Straße abhält, auf der die Pferde gepflegt werden. Ich kann alles auf den Tequila schieben und auf den Verlust des Gleichgewichts. Die kalte Sonne hier brennt mich aus, das Wasser läuft am Innern meines Anzuges herunter bis in meine schwarzen Socken. Ich versuche den Weg entlang zu gehen, den ich eingeschlagen habe, doch muss ich mich setzen. Ich kann nicht weiter. Ich muss zuerst die einzelnen Punkte abarbeiten. Zusammen sind wir auch einmal hier gewesen, sind aber dann weitergegangen, sie wollte nicht hinein, obwohl ich sie damals sehr dazu drängte. Ich versuchte sie zu überreden, wie romantisch es sein, die weißen Kieselsteine und wie schön alles mit Blumen und kleinen Figuren verziert ist. Sie wollte nicht. Fast lache ich. Ihre Eltern wussten das wohl nicht. Haben sie extra wieder zurückgeholt, zurück nach Hause. Ich spucke unauffällig aus und betrachte den Batzen: einige weiße Klumpen, Speichel und Schuld. Dann will ich weiter. Ich

will mich aufrichten, doch als ich meinen Körper mit den Armen von der Bank drücken will, durchschießt mich Feuer, es breitet sich aus über den gerahmten Rücken, züngelt am Hals herauf und frisst sich hinein in mein Ohr. Es ist, als läge ich wieder eingequetscht in dem Haufen Schrott. Kann mich nicht bewegen. Und die Zigarette, die mir aus dem Mund gefallen ist, entzündet ganz sacht sie Schonbezüge. Ich kann einen Schrei nicht unterdrücken und falle wieder zurück in die Bank. Tausendmal schlimmer, als damals in der Bar, schlimmer, als bei dem Unfall, damals war ich von dem Überschlag betäubt und kurz darauf bewusstlos. Heute bin ich nur betrunken und unglaublich leer. Leer, leer genug, um mit Schmerzen aufgefüllt zu werden. Ich schreie und werfe mich auf den Boden, rolle mich, klopfe mit den Händen auf das Ohr und auf alles, was an mir Feuer gefangen hat. Der Polyesteranteil des Anzugs verschmilzt mit meiner Haut. Und als die ersten Leute auf mich aufmerksam werden, da höre ich auf zu schreien, bewege mich nicht mehr und bin, als gehörte ich hierher. Ich höre auf zu schreien, da ich keine Luft mehr in der Lunge übrig hab'. Etwas hinter dem Kreis von Personen, die sich nun um mich versammelt haben, wiegt sich ein Getreidefeld im Wind. Ich richte meine Augen dort hin und meine Seele

da hin. Wartend, dass mir fremde Hände zu Hilfe eilen. Mir egal, ob sie schwitzen, fett sind, Ringe tragen oder eingerissene Fingernägel haben, ich will, dass sie sich nach mir strecken und mir unter die Arme greifen. Und ich sehe, wie schwarze Silhouetten in Anzügen mir die Sicht auf das herrlich gelbe Feld versperren, zappelnd und unschlüssig auf und ab gehen bis meine Schmerzen nachlassen und ich auf Knien darum bitte, mir einen Krankenwagen zu rufen.

In diesem Moment erinnere ich mich an Andreas, der beim Surfen mit dem Kopf auf festen Stein aufschlug. Und dann die Kindheit. Ich schlug mir den Kopf zweimal im Kindergarten, an einer Rutsche und an einem Stein, den mir ein Arschloch gegen an den Schädel warf. Später einmal fuhr ich mit dem Rad abgelenkt auf einen Straßenlampenpfahl auf und schlug mir den Kopf. Ich schaute einem Mädchen nach, das gelächelt hatte. Dann lachte sie laut, kam mir aber zu Hilfe und schob mein Rad bis zur Notaufnahme. Zwei Tage blieb ich im Krankenhaus und mit einer Narbe kehrte ich nach Haus zurück. Meinen Eltern sagte ich, dass ein Hund vor mein Rad gesprungen war, damit nicht auch sie lachten. Später schlug ich mir den Kopf an einem Autodach, das

erschreckend tief war, und viele Male an der Schräge eines billigen Dachgeschosszimmers. Bevor ich für einige Zeit bewusstlos werde denke ich daran, wie wir in diesem viel zu kleinen Appartement das erste Mal miteinander schliefen. Eine scheußlich nekrophile Assoziation. Dann sinke ich weg.

## 6. Unterbrechung der Aufzeichnungen

Hier hat sich nichts ereignet, in diesem Krankenhauszimmer. Patienten werden aufgenommen, Patienten werden entlassen. Und ich warte geduldig auf meine Stunde. „I am a patient boy“, wie man so sagt. Also aus welchem Grund diese Unterbrechung? Die Antwort: Um die Zeitspanne der alptraumhaften Bewusstlosigkeit darzustellen. Der Friedhof - Die Notaufnahme, dazwischen Dunkelheit.

## 7. Szene

*Andy in einem Bett schlafend und Anna, die ihn schüttelt, doch es nicht schafft, ihn wach zu rütteln. Der Metzger betritt den Schlafraum.*

Anna: Nun wach doch schon auf! Sonst warst du immer wach und nun schläfst du, du schläfst, wie tot, und kannst mir nicht helfen. Willst mir nicht helfen.

Metzger: So, nun stehst du in der Ecke, ich im Türrahmen, jetzt wird bezahlt und dieser      Schulden machende Bastard wird von dieser Transaktion nicht das mindeste mitbekommen. Hab ich recht? Der schläft, wie eine Apfelblüte unter Eis.

Anna: Ja, und du bist ganz aus Eis. Aus Eis geboren und kalt, kalt, kalt, und weißt, ich bin      schwächer, als du. Aber stärker kann ich auch sein. Du willst diesen Körper, dann hier. Bitte sehr, ich werde teilnahmslos dabei stehen. Und hier der Andy, wenn er eines      Tages

wieder springen kann, dann wird er seine Krücken greifen und sie gegen dich verwenden. So komm', nimm' schon, was du nie haben wirst!

Metzger: Wie einzigartig hübsch du bist und auch, wie einzigartig dumm. *(er sticht in das Bein von Andy, so dass er nie wieder gehen kann; Andy schläft weiter und der Metzger findet Gefallen am Stechen)*

Anna: Was tust du? Lass ihn, lass ihn! *(sie schluckt eine Hand voll Pillen aus ihrer*

*Manteltasche und wirft dann ihren Mantel beiseite.)* Hier, schau doch her, schau mich an! Schau nicht auf das Fleisch da vor dir, das bewegt sich nicht, das siehst du jeden Tag. Schau hier, hier bin ich und beweg' mich noch. *(er lässt das Messer fallen und achtet wieder auf Anna)*

Metzger: Ein Mann, der eine Frau erobert. Ja, wie bei den Tieren, wie bei den Tieren. *(er geht auf sie zu)*

Anna: (*zu sich*) Ja, wie die Tiere. Ich hab' mich also nach unten begeben und nun seh' ich zwei tote Körper und einen toten Geist.

*Alles hält an.*

Gott: Ah schön, das Blut vermischt sich wieder. Tropf, tropf, wie lustig und es sickert nach unten und es läuft in einer Pfütze zusammen. Ganz, wie es sich gehört im Leben. Und dann trocknet es, dann fällt der Putz ab, dann faulen die Balken, dann reißt der Wind die Ziegel vom Dach, dann stürzt es ein und die Mauern brechen zusammen. Und dann wird ein anderer geschaffen, der baut an genau derselben Stelle. Schön, wie alles fließt und fließt. Wirklich schön. Ja, wie auch immer. (*zündet sich eine Zigarette an und schaut sich noch etwas um*) Aber, so sieht das alles schon ganz vernünftig aus.

*Das Spiel setzt wieder ein.*

Metzger: Ich werde leben, und der Laden wird gut gehen und du wirst sehen, was ein einfacher Fleischermeister so kann. *(er greift ihr um die Hüften und schaut auf ihren Rock)*

Anna: *(die Medikamente wirken, sie spricht leise und benommen)*  
Das wirst du, sicher, sicher. Nur, dass ich auch schon weg bin, weg, nur nicht gegangen und du der einzige der noch hier steht.

*Anna schließt ihre Augen. Alles wird dunkel.*

## 7.Kapitel Fortsetzung

Ich öffne die Augen aufgebart in einem Krankenwagen. Ich schreie nach kaltem Wasser, nach Eisspray. Sie bringen mich in ein Hospital und dort muss ich ausnüchtern, Flüssigkeit zu mir nehmen, dann essen. Auf den Bauch gelegt reiben sie mich mit Cortisonsalbe ein, spritzen mir intravenös Schmerzmittel, spielen Skat im Nebenraum. Dann bin ich wieder klar und schlafe schmerzfrei unter ihren warmen Händen ein. Als ich geweckt werde weiß ich zwar, dass ich zuvor angetrunken war, aber auch sicher noch sicher in der Lage war, zu sprechen und zu gehen. Keine Bedrohung für die Gemeinschaft der Tüchtigen. Da war was anderes los, irgendwas geht vor. Drinnen. Aber ich kann es nicht erst nehmen, nicht heute. Die Krämpfe sind nur noch deutliche Erinnerung. Um auch diese zu vertreiben wird mir ein Beruhigungsmittel angeboten. Ich schone meine Nerven und schlucke es schwerfällig und ohne Wasser. Die Tablette hinterlässt einen bitteren Geschmack. Dann sage ich: „Ich muss hier wieder raus“ und das Personal respektiert meinen Wunsch, fordert aber eine handvoll Unterschriften. Gegen sechs kann ich das Krankenhaus

wieder verlassen. Ich suche mir einen Bus und fahre zurück auf den Friedhof, links von mir der See und rechts von mir die Autobahn, kaum Veränderung. Der Anzug ist nun dreckig und stumpf, Grasflecken auf dem dunklen Stoff. Die wenigen Leute, die nicht gerade zu Abend essen und auf der Strasse sind, sehen mir skeptisch nach. Ich würde sie verfluchen, hätte ich noch Kraft, ich würde sagen „Ihr verdammten menschenfressenden Hüllen, was bildet ihr euch ein, dass ihr euch ein Urteil bildet über das ahnungslose Leid der Fremden?“ Ich spucke aus vor einem jeden, der mir noch in die Augen schauen kann ohne erschrocken davonzurennen. Ich wünschte, ich hätte einen Spiegel zur Hand und einen Spucknapf in der Tasche. Die Sonne senkt sich und ich beginne mich besser zu fühlen. Nein eigentlich nicht besser, nur, ich beginne, zu fühlen. Ich trete wieder auf den Schotterweg und folge den langen Schatten, folge ihnen, vorbei an der kleinen Reiherfigur, die sinnlos Wasser ausspeit, vorbei an den Gestecken und den hübschen Blumenarrangements, bis vor die Urnentafel. Oder eher Urnenwand. Eine Mauer, in die kleine Tafeln mit Inschriften zu den hier Hinterbliebenen eingelassen sind. Ich richte mich mit aller Kraft darauf auf und es verblüfft mich, wie leicht mir ihr Name ins Auge springt. Ich weiß

nun alles. Jetzt, da ich die Buchstaben selbst aneinanderreihen kann, selbst berühren kann und sie verwünschen kann, da muss auch ich eingestehen, dass es so ist, wie es ist, dass die Wirklichkeit mich gefickt hat. Und, dass ich es zugelassen hab'. Nun, da ich auf ihren Namen schlagen kann ohne aufzuwachen, nun muss ich begreifen, dass nichts anhalten wird nur, weil man nicht hinsieht. Eine einfache Weisheit und ich trenne die Naht einer Narbe auf und hebe sie heraus, werfe sie auf den Boden und sehe zu, wie die Ameisen sich auf sie stürzen, sie zerreißen in winzige Teile, um sie auf ihren Ameisenrücken davon tragen zu können. Dann ist sie weg. Ich setze mich müde und nüchtern auf eine Bank, das Getreidefeld im Rücken und die Urnenmauer im Blick. Ich sitze da, denke nichts, denke nicht an sie, da sie ja tot ist, denke nicht an mich, da ich ja noch lebe. Ich denke nicht und Stunden verstreichen. Die letzten Besucher haben dem Friedhof mit Einbruch der Dämmerung den Rücken gekehrt und sind zu ihren Wohnungen zurück. Doch aus der Trauer und aus der Einsamkeit des sich schuldig Fühlens heraus - oder besser, aus der grenzenlosen Dummheit, sie als erster verlassen zu haben - bleib ich hier und werde immer hier bleiben. Das sag' ich mir ohne Schwierigkeit ins Gesicht

und ich beginne zu nicken und ich nicke bestimmt schon zehn Minuten, als ich Füße auf Schotter scharren höre und gleich darauf ein kleines Licht erkennen kann, dazu einen Schatten, eingebettet in die Dunkelheit und noch versteckt hinter Büschen. Ich achte nicht sofort darauf, ich nehme es nur wahr und denk' mir nichts dabei. Beschäftigt bin ich mit Nicken und Fluchen, ich sage halblaut und als würde ich mit der Urnenwand reden, „Tot sein kann ich überall, nur leben kann ich nur bei dir.“ Aber zu Spät, ich greife nach der erloschenen Grabkerze eines fremden Grabes und stelle sie vor ihre Tafel auf den Boden. Das ist so schwer wie aufhören zu atmen, bis es dann ganz leicht wird. So schwer, wie einen Gedanken zu töten, der auf deinen Schwanz tätowiert ist. Verfluche ihn, stoß' ihn ab, oder zieh einen Strich hindurch. Nichts hilft. Es ist nun mal tief in dir. Eingefressen in deine Eingeweide. Nicht in weichen Sandsein, nicht in spröden Schiefer und auch nicht in polierten Marmor. Das Feuerzeug aus der Tabakpackung entzündet das Grablicht und ein rotschimmernder Schein breitet sich erhaben und selbstgerecht aus. Er fällt auf mich, die Urnenwand, den Schotterweg und das Gesicht des Fremden, der neben mir steht. Zwei Menschen und wie immer stumm. Kurz vergesse ich die Trauer und frag'

mich, was der Typ will. Er hat einen hübschen Anzug an mit einem kranken bleichen Gesicht dazu. Das lange ungepflegte Haar verdeckt beinahe seine Augen und der dichte Bart erinnert mich an Carlos. Niemals geschlafen, niemals gespeist, blickt er mich an. Ich blicke ihn an und kann keine Schlüsse ziehen. Ich werde wütend und möchte ihn verscheuchen, möchte nur allein hier stehen und mich unglücklich machen, für all die Nächte bei ihr, in denen ich das Gegenteil ausgeschlagen habe. Ich werde wütend und schieß auf diesen Begriff: Glück. Und ich sehe, wie er die Augen schließt, als ich wütend werde, wie er seine Hände ausstreckt und mir auf die Schultern legt, wie sich in dem Moment, in dem ich ihm ins Gesicht schlagen will, meine Wirbelsäule ausflösst. Ich - wütend - von ihm gehalten, auf den Boden sacke, die Wodkaflasche umstoße, das Klirren höre, die Flammen des entzündeten Alkohols flackernd in den Augen habe. Wie ich versuche um Hilfe zu schreien, wie ich nicht mehr atmen kann, wie ich zwischen Angst und Gläubigkeit wechsele, wie ich im Feuerschein Christines Namen lesen kann. Wie sich der Fremde zu mir beugt und sein Gesicht fast das meine berührt. Wie die Luft kalt wird und die Augen schwer, das Feuer erlischt und die Schmerzen nicht mehr wieder kommen, das Kribbeln

verstummt ist, das Jucken und Stechen ganz ausgelöscht. Und ich nur weiß, dass ich jetzt nur gerecht auch in das Nichts eingehen werde. Ich kann mich nicht bewegen und dort oben die Sterne, langsam schließen sich meine Augen. Dann spüre ich seine Hand auf meiner Stirn und sterbe. Aus seiner Anzugtasche zieht er ein Handy und ruft den Notarzt. Ich kann noch erkennen, wie er spricht. Und ich züchte kurz den Satz in meinem Kopf: „Zweimal halb gestorben ist noch lange nicht tot.“

## 8. Szene

*Frühstücksraum. Man hört Andy schreien und heulen. Der Metzger sitzt am Tisch und isst. Pawel liegt bewegungslos auf dem Teppich hinter ihm. Vor ihm das Messer.*

Metzger: Ich finde den Kaffee zu bitter. Und keine Mich, wie armselig. Ich finde, ich sollte mich bei den Herren entschuldigen. Ich habe Lust unglücklich zu sein.

Ich spüre all die Dinge, die abgelaufen sind und frage mich, kann ich nicht nur das tun, was man mir sagt, oder bin ich selbst das, was einer tat, nachdem man ihm sagte, was hier zu tun sei? *(dreht sich um und schaut auf Pawel, der ächzend wieder beginnt sich zu bewegen)*

Ja, verdammt, sie war so gut, so stumm und unerwartet. Und jetzt sitz' ich hier und bin nicht freier, bekomme Probleme, weil ich den Laden so lange offen stehen ließ, die Geschäfte müssen doch weiterlaufen. Und ich will auch nicht mehr nach oben gehen, ich will mich auch nicht mehr umdrehen müssen. Will hier nur zu Ende frühstücken und dann zurück in meine Ecke.

Pawel: *(bustet)* Ich bring' dich um. Du gottverfluchter Bastard! Alles ist tot hier. *(er klopft sich auf das Herz)* Alles tot, was mich nie hätte töten lassen. Oh, du Sohn einer Hure und einer Mietskaserne, ich danke dir, dass ich dich nicht mehr weglassen werde. Du hast ihm das Ohr abgeschnitten und du hast das Auto in den Graben gelenkt. Du warst es ganz sicher, der uns die Liebe

entzogen hat. Oh, ich bin nicht das Opfer, ich liebe bitteren Kaffee, je bitterer desto besser. Bitter, bitter, bitter kommt es mir vor und süß, wie Blutzucker. Du wirst untergehen müssen, süß, süß, süß. Ich kann es hören, wie sie reden. Knall ihn ab, den Bastard, sagen sie. Knall ihn doch ab, da fragt doch keiner nach. Und schon bist du weg und, wenn sie dich dann raus tragen, dann stecken in deinen Schuhen auch die Probleme von uns anderen Menschen.

Metzger: (*pellt ein Ei*) Von euch einfachen Menschen. Ich frühstücke, mein Freund, ich will nicht weiter stechen müssen. Also, schließ die Augen und bete für die anderen. Du willst doch davon kommen? Oder?

Pawel: Ich bring dich um!

Metzger: Ja, ja.

Pawel: Ich mach dich fertig, für all das, was ich mir nicht selbst nehmen konnte!

Für all das, was du mir genommen hast.

Metzger: Und dann, du wirst sehen, geht 's dir gleich besser. *(er beißt in ein Ei, greift nach dem Messer und erhebt sich langsam)*

*Pawel streckt ihm eine Hand entgegen um ihn abzuwehren. Dann ein Schuss durch das Fenster, Metzger stürzt tödlich getroffen zu Boden, das Ei aus seiner Hand. Alles ruhig, die Eingangstür öffnet sich, Ende.*

Irgendwie wache ich wieder auf. In einem ähnlichen Zimmer, wie dem, in dem ich jetzt die letzten Tage verbringe. Vergessen sind all die Frauen, vergessen all die Pein. Hätte ich gewusst, was passiert ist, ich glaube ich hätte es mir mit einem Stein hinaus geschlagen. Hätte mich zurück ins Echte geschlagen, wie ein anständiger

Irrer. Aber so und jetzt, ohne Wissen, ohne Gewissen und mit einem Überschuss an Demütigung im Blut beginnen die Wochen der Betreuung, des Trainings, des weichen Essens, des bitteren Tees, der Schläuche und Personenwagen, der Zusammenfassung und der Kochsalzlösung, des Aufgebettetseins, der steten Heilung, des Fortschreitens hinaus und hinein. Die Zeit der Weißbekittelten, der Einfühlsamen und der Elenden. Ich spucke drauf und ich nehme all die zehn Finger, um das deutlich zu machen, nehme die ausgestreckten Arme, dann nehme ich die Haut, die Organe, die Beine und zum Schluss den Kopf. Und dann sage ich nichts von Frohsinn und von Zuversicht. Nein, ich sage etwas über Verlust und das schiere Glück der Menschen, leiden zu können. Dann spuck' ich nochmal drauf, lehn' mich zurück, setz' ein Grinsen auf und lass die Finger knacken.

Ende der Aufzeichnungen

Sieh an, das hab' ich jetzt hinter mir, ich schau' kurz auf das frisch bezogene Krankenhausbett. Es wird nicht

lange leer bleiben. Da ist auch etwas Wehmut mit im Koffer. Ein neuer Fall, eine neue Geschichte. Also nicht lange herum lamentiert. Das war's ich Unterscheibe - wieder einmal - und bin ausgewiesen. Ich verlasse die Rehabilitation und sage „Auf Wiedersehen“, gehe sehr langsam durch die Gänge und betrachte mit einer gewissen Freude die Wasserfarbenbilder der Kinder an den Wänden. Vor dem Krankenhaus setz' ich mich auf eine Parkbank. Gutmütig betrachte ich die Familien, die ihre Kranken geduldig hin und her schieben. Ich halte eine Hand, die gerade noch einen Koffer trug. Aus einem Beutel ziehe ich ein Adressbüchlein mit mehreren losen Zetteln voll mit Notizen und unauffälligen Zeichnungen. Eingetragen zu unterschiedlichen Zeiten, mit verschiedenen Stiften. Ich lasse mir von der Hand nebenan einen Kugelschreiber reichen und blättere Seite für Seite um. In einfachem Blau steht weit vorn Christines Name und ihre alte Anschrift. In bildschöner Schrift selbst von ihr eingetragen. Ich streiche sie heraus. Etwas weiter stehen mit Filzstift geschrieben, mit Tinte geschrieben, in rot oder blau oder schwarz, mit Bleistift geschrieben Namen und Adressen von Andreas, von Korinna, Carlos, Jenni, von Urlaubern, von Kontakten, von Zeitverbringern und von weit entfernten Fremden.

Ich streiche sie alle heraus. So ausdauernd und dick, dass es unmöglich sein wird, später durch den Deckmantel dokumentenechter Tinte hindurch zu schauen. Keine Change, noch etwas zu entziffern. Ich streiche sie weg und gebe den Kugelschreiber zurück. Dann greift die Hand nach dem Büchlein und schlägt selbst eine Seite auf. Sie schreibt darin herum, schlägt es zu und gibt es an mich sitzenden zurück. Skeptisch versuch ich, die Stelle mit dem neuen Eintrag zu finden, ganz frisch, ganz mit Kugelschreiber geschrieben steht da „Christiane Mahler“ und darunter die Adresse meiner alten Wohnung. Ich schlag’ das Büchlein zu und wir gehen langsam nach Haus. Die Krücken klacken auf dem Gehweg. Ich mit einem Beutel Sägemehl und sie mit einem Koffer voll mit Einzelheiten. Dort angekommen lässt sie ein Bad ein. Ich stelle die Krücken zu den Regenschirmen. Auf dem Fernsehtischchen fällt mir ein Buch in die Hände, ich lasse es hin und her kippen und bleib auf den letzten Seiten hängen. Das Wasser rauscht nicht weit von mir. Und ich bleibe sogar ganz ruhig.

Nun weiß ich, dieser bärtige Mann kam von der Mitte des Sees gerudert, um weiter nach dem Grab von Thomas Mann zu suchen. Um mit einem Feuerzeug die

Inschriften zu entziffern. Und er hat mich nicht liegen lassen, hat mich wieder ins Echte gestoßen, obwohl ich noch versuchte sein Jochbein zu erwischen. Zwar halbtot aber nicht ohne Heilungschance. Eine Chance für uns beide, um zurückzukehren. Und dann frag' ich mich wie lange nach dem Ende seiner eigenen Geschichte ich bei ihm aufgetaucht bin. Hat er Jahre auf dem Zürichersee verbracht, um jede Nacht an Land zu gehen und die Namen der Toten zu verlesen? Ist er das Vorbild oder verdrehe ich alles? Im Badezimmer höre ich immer noch das Wasser, wie es fließt. Und ich höre leise Schritte, wie sie barfuß über Echtholz näher kommen. Und frage mich: gab es diese Nacht wirklich, lebt diese Romanfigur, hat sie einen Menschen als Skelett, hat sie den Notarztwagen gerufen? Lebe ich wirklich, habe ich eine Romanfigur als Skelett? Wurde deshalb immer nur das Fleisch verletzt? Ohne Antwort öffnet sich die Tür und Christiane steht im Bademantel vor mir. Ich erhebe mich mühsam und - fast unversehrt - werfe ich Faserland aus einem Fenster, das schon immer da war. Klapp den Laptop auf, sie lässt den Bademantel fallen. Klicke „alles markieren“, sie umfasst meinen Rücken. Klicke "entf...

*Ende*

„Wo das Leid herkam, weiß ich nicht. Wo es sich zur Zeit versteckt hält, auch nicht. Nur eines weiß ich, es lässt dich nie für lang' allein. Es richtet seinen Blick auf dich und schnüffelt nach Angst und wartet keine fünf Blocks von hier auf einen günstigen Augenblick ... und was tust du? ... du rackerst dich ab, bis du nicht mehr kannst. Nur um die Freiheit zu spüren und dann nichts mehr, nie mehr. Und wenn etwas anscheinend klar ist, bist du die Grenze dazwischen, du besitzt keine Substanz und du bekennt dich zu keiner dieser Seite, doch du lebst fort für endlose Zeiten und fühlst dich mit den Steinen verbunden, unbewusst ziehst du dann schmerzlindernde Schlüsse und du notierst sie dir sorgfältig, bewahrst sie auf gleich unter deiner Haut. Und du rackerst dich ab bis du nicht mehr kannst, verschenkst den Gewinn. Und den Verlust, den steckst du dir in dein gottverdammtes Herz.“